Du

Schweizerische Monatsschrift *Nr. 8 August 1950* *Fr. 2.80*

N
3
+D8

Oh! Deine Zähne sind ja auf einmal viel weisser!

Ich verwende jetzt eben PEPSODENT-Zahnpasta

Verwenden auch Sie PEPSODENT — es befreit Ihre Zähne von jenem matten Belag und macht sie schimmernd weiss!

Der zähe Belag, der sich fortwährend auch auf Ihren Zähnen bildet, ist eine der Ursachen des Zahnzerfalls. PEPSODENT, die einzige Zahnpasta mit Irium, entfernt ihn restlos.

Nein, Sie brauchen Ihre Freundin nicht zu beneiden, denn auch Ihren Zähnen wird PEPSODENT den vielbegehrten Perlenglanz verleihen. Diese Zahnpasta mit dem herrlich frischen Geschmack ist sehr mild, sie greift Zahnschmelz und Zahnfleisch absolut nicht an. Aber dank ihrem Gehalt an Irium entfernt sie den hässlichen, trüben Belag vollkommen und macht die Zähne strahlend weiss!

Pp.19

Pepsodent

die einzige Zahnpasta mit Irium, macht auch Ihre Zähne schimmernd weiss

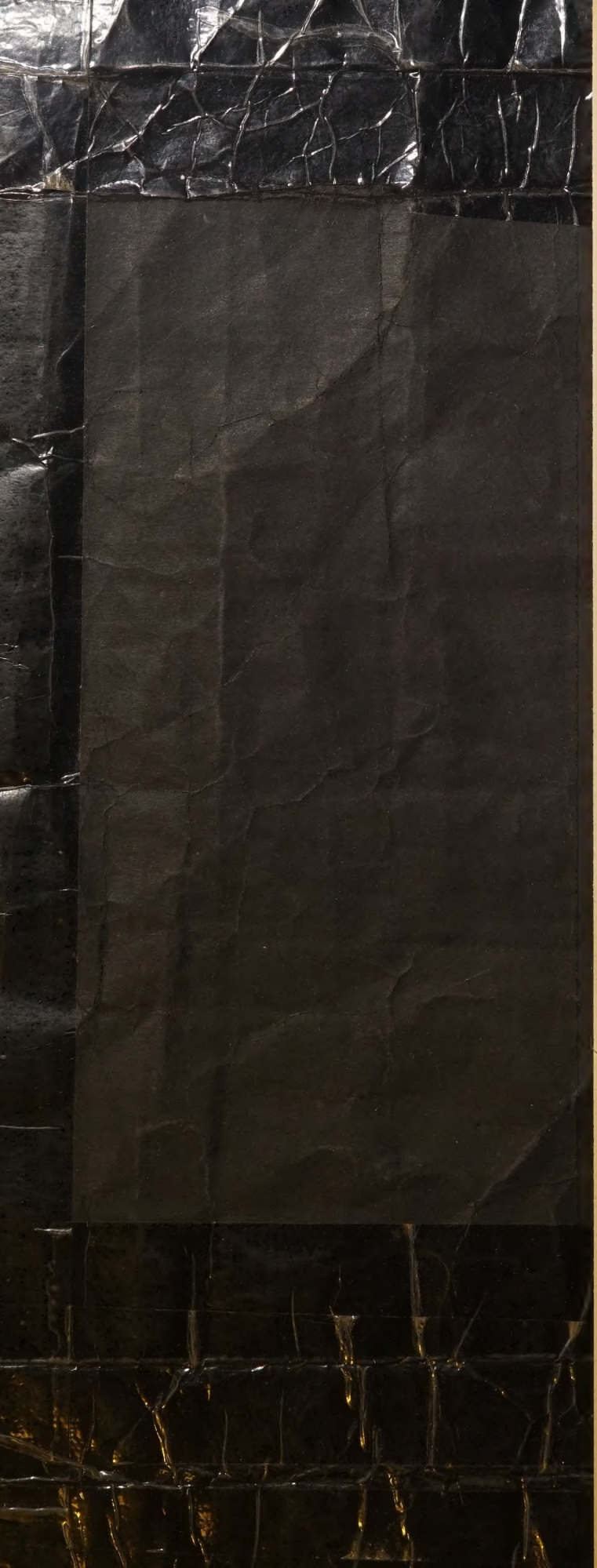
GUSTAVE COURBET (1819–1877): *La Rencontre ou Bonjour, Monsieur Courbet!* *129 × 149 cm. Musée Fabre, Montpellier. Photo Robert Ferraton, Paris*

Dieses Bild wurde von Alfred Bruyas, dem Sammler und Freund Courbets, 1854 zur Erinnerung an den Aufenthalt des Malers in Montpellier bestellt. Es zeigt rechts Courbet mit seinen Malutensilien auf dem Rücken, auf der Straße nach Cette, einige Kilometer von Montpellier entfernt, respektvoll begrüßt von Alfred Bruyas und dessen treuem Diener Calas. Den Horizont schließt die Kette der Cevennen und die Silhouette des Pic Saint-Loup ab.

Du

Schweizerische Monatsschrift *August 1950* *10. Jahrgang*

Vorwort von Arnold Kübler 4
Giotto di Bondone: Christi Einzug in Jerusalem — Der Judaskuß. Zwei Reproduktionen nach Fresken. Legenden von Dr. Walter Ueberwasser 8
Zu einer Philosophie der Begegnung. Von W. R. Corti 13
Gruß aus ... Postkarten von Anno dazumal. Legende von Eduard Greminger 18
Der militärische Gruß. Beiträge zu einem umstrittenen Thema 21
Der brave Soldat Schwejk salutiert. Von Jaroslaw Hašek 24
Der Druck einer Hand. Von Steffi Bach 27
Rede auf die Babys. Von Mark Twain 28
Säg Grüezi. Zeichnung von Lindi 29
Reisesegen. Gedicht von Richard B. Matzig 30
Gruß. Gedicht von E. W. Eschmann 30
Edgar Degas: Selbstbildnis grüßend. Farbige Wiedergabe 31
Das Gänsekind Martina. Von Konrad Lorenz 35
Lesende. Gemälde von Eugen Früh. Zeitgenössisches Schaffen, Blatt 34. Text von Margot Schwarz 37
Der tote Jacob Burckhardt grüßt Tote und Lebende 39
Ueber den Gruß. Von E. W. Eschmann 40
Verständigung mit Hindernissen. Von Anne Morrow Lindbergh 41
Der Gruß in der Sprache. Von Dr. Albert Bettex 51
Melodien grüßen ... Von Prof. Robert Konta 54
Begegnung mit Albert Schweitzer. Von W. R. Corti ... 56
Stanley findet den verschollenen Livingstone 58
Orientalische Höflichkeit. Von Arthur Graf Gobineau 60
Der Igel. Erzählung von Konstantin Fedin 65
Dankschreiben des Freiherrn Fr. R. L. von Canitz (Gedicht) 66
Abschiedsbriefe aus dem ewigen Eis. Von R. Scott ... 68
Das magische Element. Von Oskar R. Schlag 70
Aphorismen. Von J. R. 72
Letzte Tapferkeit. Drei Briefe 74
Dem Nationalfonds zum Gruß. Von Dr. Ed. Fueter ... 76



UNSER SEPTEMBERHEFT

Herrliche Aufnahmen

aus der Tierwelt Mecklenburgs

von Ursula von Loewenstein

Mit literarischen Beiträgen aus der Natur- und Sagengeschichte Mecklenburgs, so über die versunkene Stadt Vineta, und aus der Feder von Hermann Löns

Du

Redaktion: Birmensdorferstraße 83, Postfach 686 Zürich-Hauptpost. Telephon 25 17 90
Chefredaktor Arnold Kübler; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex; Emil Schulthess

Graphische Bearbeitung: Walter Huber

Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, nur mit ausdrücklicher Bewilligung

Druck und Verlag: Conzett & Huber, Zürich, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 25 17 90
Verantwortlich für den Inseratenteil: Werner Sinniger, Morgartenstraße 29, Zürich 4
Insertionstarif auf Verlangen Abonnement jährlich Fr. 26.50. Einzelheft Fr. 2.80

	Jahresabonnement	Einzelheft
BELGIEN: Librairie Van den Bosch, 8, St. Jakobsmarkt, Anvers	Belg. Fr. 430.—	40.—
CANADA: Swiss Sales Agencies, Beardmore Building Room 33, 417 St. Peter St., Montreal, Que.	can. $ 10.—	1.—
DÄNEMARK: C. A. Reitzel, Norregade 20, Kopenhagen K	DKr. 60.—	5.50
DEUTSCHLAND: Ausland-Zeitungshandel W. E. Saarbach Frankenstraße 14, Köln-Junkersdorf	DM. 36.—	3.50
ENGLAND: Collets, 40, Great Russell Street, London W. C. 1	£ 3/-/-	-/6/-
HOLLAND: Meulenhoff & Co. NV, Beulingstraat 2, Amsterdam C	Fl. 33.—	3.—
ISRAEL: A. B. C. Bookstore, Allenby Road 71, POB 1283, Tel Aviv	I£ 4.———	—.350
ITALIEN: Italpropaganda SA, Via S. Prospero 1, Milano Franco di Conno, Via Settala 19, Milano	Lire 5500.—	500.—
LUXEMBURG: Messageries Paul Kraus, 29, Rue Joseph Junck, Luxemburg	Lux. Fr. 430.—	40.—
MEXIKO: Libreria Internacional, Sonora 204, Mexico D. F.	Pesos 70.—	6.50
NORWEGEN: Narvesens Kioskkompani SA. Stortingsgata 2, Box 125, Oslo	NKr. 60.—	5.70
PORTUGAL: Livraria Buchholz, Av. da Liberdade 50, Lisboa	Esc. 250.—	23.—
SCHWEDEN: Wennergren-Williams A. B., Drottninggatan 71 D, Stockholm C. E. Fritze, Fredsgatan 2, Stockholm	SKr. 45.—	4.20
USA.: Transbook Company Inc., 6 East 39th Street, New York 16 NY Mrs. W. R. Streuli, Room 1215. 19 Rector Street, New York 6 NY The International News Company, 131 Varick Street, New York 13 NY	$ 10.—	1.—

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH

Morgartenstraße 29 Telephon 25 17 90 Postcheck-Konto VIII 3790

HONNEUR

ET

TRADITION

FRANZ-JOSEPH

Kaiser von Oesterreich-Ungarn, war bis ins hohe Alter ein methodischer, unermüdlicher Arbeiter. Er notierte eigenhändig das Arbeitspensum für jeden Tag wobei die Verwendung jeder Stunde und Minute genau vorgesehen war. Der genaue Ablauf des Tagesprogrammes wurde vom Kaiser an Hand seiner Vacheron & Constantin kontrolliert.

NEUESTE
PRÄZISIONSREKORDE
Kat. Bord- und Taschenchronometer

Sternwarte Genf 1948:

Serienrekord
der 5 besten Chronometer
Einzel-Präzisionsrekord

VACHERON
ET
CONSTANTIN
GENÈVE

Das Feinste in Uhren - seit 1785 -

Der sportlich jugendliche Charme...

ist es, der heute die Menschen bezaubert. Dieser besondere Reiz geht von den neuen Frisuren aus, die unsagbar anziehend wirken. Schwarzkopf, das unerreicht gute – und auf der ganzen Welt bewährte – Haarpflegeprinzip, macht Ihr Haar gerade so, wie es für die neuen «Supercharme»-Frisuren sein muß: duftig-luftig elastisch und glanzvoll-verführerisch!

SCHWARZKOPF

Für trockenes, hartes Haar das wundersame Schwarzkopf-Oelshampoo mit Apfelblüten Fr. –.75

Für normales oder fettes Haar das einzigartige Crèmeshampoo Lanador ab Fr. 1.20

Für gesundes Normalhaar, blond oder dunkel, das klassische Schwarzkopf-Shampoo, Beutel Fr. –.50 Flüssig ab Fr. 2.–

Fragen Sie Ihren Coiffeur nach den ausgezeichneten Schwarzkopf- Kur- und Spezialbehandlungen.

Doetsch, Grether & Cie. AG., Basel

PATEK. PHILIPPE
MAITRES HORLOGERS
22, Grand Quai. 22
Genève

Zu unserm Augustheft: Der Gruß

Wenn ich ein Hochgestellter wäre, würde ich zur Feier des 1. Augusts an dieser Stelle meinen Mit-Eidgenossen und immer noch stimmrechtslosen Mit-Eidgenossinnen meinen feierlichen Gruß entbieten, da ich aber nur ein Schreiber bin, sage ich einfach:

Grüezi mitenand!

Ausdrücklich beziehe ich in diesen Sammelgruß auch meine Frau mit ein, die zurzeit nicht bei mir ist, mir aber aus der Ferne eben einen Brief geschickt hat, an dessen Ende sie mir etwas zukommen läßt, das «mycke hälsningar» heißt, was soviel wie viele Grüße besagen will, denn «hälsa» heißt auf schwedisch — und sie ist schwedisch — heißt also grüßen, welches Wort den zwei altdeutschen, das gleiche bedeutenden Wörtern «heilisoń» und «heilozzan» entspricht, wobei mir sogleich meine liebe Gotte, die Bauernfrau aus Schlatt am Schauenberg, in den Sinn kommt, die mir immer in Form eines Zopfs oder Birnenweggens den «Helstig» als Neujahrsgruß schickte, weil man eben auf dem Lande aufs Grüßen sich besser als in der Stadt versteht.

«Büebli, tue chlöpfe», sagte man bald, nachdem die Gotte mich zur Taufe getragen hatte, zu mir.

«Gibs Händli», sagte man weiter, «nein, nicht dieses! S'schön Händli gäh!»

An diese Anfänge und diese fragwürdigen Unterscheidungen der Großen schlossen sich die Lehrzeiten für die ortsüblichen Arten s'Ziit aazweusche, s'Ziit abznäh. Ein deutlicher Fortschritt über die Familiensitten hinaus ergab sich, als neue Kameradschaften das herausfordernde «Salü» meinem Gruß-Wort-Schatz hinzufügten, ferner dann, als die italienischen Maurer und Erdarbeiter des großen Bahnbaus uns Buben das vereinzelte und vorahnungsumwitterte Buona sera schenkten. Daß ich zum Beispiel bald auch zum Tschau vorrückte, war durch die Übersiedlung an eine städtische Schule bedingt. Derselbe Wechsel brachte auch das Servus, dann das einer künstlich aufgebauscht-bildungseitlen Zeit zugehörige Salve, von welchem die Gewehrsalve eine häßliche Entartung darstellt, Salve, das abwegig verwendet, auch in die Türvorlage eines Lehrerhauses eingeknüpft war, drauf man den Straßenkot von den Schuhen streifte.

Mit vielem Erworbenen solcher und anderer Art begab ich mich schließlich ins Ausland, um weiteres zu meinem Wortschatz hinzuzuerwerben und kam als Schüler einer Bergbauakademie rasch zu dem schönen Bergleutegruß, der «Glückckauf» in meinem Munde, aber «Glügauff» bei den andern hieß, die an den nächsten Mikroskopen als meine Nachbarn saßen. Man behauptete, daß das «Glügauff» das bessere Deutsch als meines wäre, worauf ich mich mit solcher Heftigkeit hinter die Erwerbung des besseren machte, daß mir der Platz in der Bergakademie verlorenging. Mit dem Erworbenen begab ich mich zur Bühne, kam nach Schlesien, wo ich, nicht im Theater, aber außerhalb desselben, einen ungewöhnlichen Erfolg bei zwei Schwestern, die zusammen 130 Jahre zählten, mit meinem Grüß-Gott-Gruß erzielte, weil nämlich, anders als in der beiden «Guden Tach», der Name Gottes in meinem Gewünschten vorkam, was ich selber bis dahin gar nicht deutlich bemerkt hatte.

In der Welt der Bühne begegnete mir jenes Gruß-Ding, zu dessen Studium kein Kursus keiner Schule mich jemals eingeladen hatte: der Handkuß. Der Handkuß für eine schöne oder hohe Frau nicht nur im Bereiche der Bretter, sondern im Innern der wirklichen, nüchternen Häuser oder gar auf der Straße oder eben auf der Straße nicht, aber im Leben doch, aber wo im Leben, wann im Leben, wem im Leben und wem nicht und wann nicht; der selbständige, nicht von einem Inszenator vorgeschriebene Handkuß und dieser eben nicht nur für die augenfälligen Allerweltsschönen, sondern für die Verehrungswürdigen ohne Unterschied und doch wieder mit Unterschied. O, Gestrüpp des Handkuß-Gebarens! Schwierige Platzfragen — das heißt der Platz war ja klar, die Hand war der Platz, aber wo war der Platz auf der Hand? Zumal das Schlagerlied jener Tage zur Sache das Folgende überall sang:

«Ich küsse Ihre Hand, Madame,
und denk es sei Ihr Mund ...»

Da hatte man's! Aha, so ein Kniff war bei der Sache. So ein Schuß süßer Hinterrückslerei! Sagte darum die aschblonde Schulkameradin, der ich bei der Rückkehr ins Vaterland einen Handkuß weltmännisch applizierte, das trauliche Wort: «Muesch nid!» Und zu einem andern eidgenössischen Handküsser auf dem Pflaster New Yorks eine andere sachte Dame: "Don't do that." Und eine Insel-Englische zu einem dritten, scheuen, der sich eben zu einiger Kühnheit glaubte durchgerungen zu haben: "You are a persistent handkisser!"

Einfach machen sich's jene, die mit dem bloßen «Küß-die-Hand-Gnädige» sich begnügen, leere Schwätzer, die dem Wort die Tat nicht folgen lassen, ein Verhalten, das der wohlgelungene Schweizer Charakter allezeit verschmäht, zumal diese unzulängliche Ueberbrückung ein Einfall des österreichischen Erbfeinds ist.

«Der Eidgenosse und der Handkuß», soziologisch-liebesgeschichtliche Studie, Inauguraldissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde — wann wirst du geschrieben werden? Dem unbekannten Verfasser der kommenden Tage sei noch verraten, daß mein einstiger Handkußdrang sich weitgehend beruhigt hat, daß ich das erworbene Können nun hauptsächlich bei meiner lieben Frau anbringe, sogar dann, wenn sie gelegentlich grade aus der Küche kommt. Sie verzeiht mir eben alles. Die frühen Schlagerverse sind verstummt, das heimliche Denken trägt keine erfreulichen Früchte, viel ältere Verse leben, des Handkusses Ansehen rettend, in unsern und in vielen Gedächtnissen weiter, sie kommen von Faust und fallen in Gretchens Stube ihm ein:

«Vielleicht hat, dankbar für den heilgen Christ
Mein Liebchen hier mit vollen Kinderwangen
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt ...» —

Ein Hinweis auf den Sinn, auf die Schönheit und Köstlichkeit des rechten Grüßens möchte dieses Heft sein. Am schönsten klingt von allen vernommenen und gebrauchten Grußworten meines Vaters Gruß mir heute in den Ohren, der zwar Adie in vielen Fällen wie jedermann sagte, wenn's aber ernst galt: «B'hüet di Gott!»

Arnold Kübler

Die Herren Bundesräte Etter und Celio beim Feste der Heiligsprechung des Niklaus von der Flüe im Ranft-Sachseln. Photo ATP ►

Huldigende ägyptische Beamte. Der wiedergegebene Bildausschnitt stammt aus einem Thebanischen Grabe des Neuen Reiches. Der Grabinhaber wird mit Untergebenen von König Amenophis III. mit Ehrengaben ausgezeichnet, weil er im Jubiläumsjahr des Königs einen außergewöhnlichen Ernteertrag gemeldet hat. — Der altägyptische Künstler hat Haltungen und Gesten rhythmisch durch Wiederholung in derselben Fläche verstärkt. Die Huldigung geehrter Beamter vor dem König wird in vielen nebeneinander erhobenen Händen vorgeschoben, wobei geringe Abweichungen belebend wirken. Photo Siegfried Schott

Detail einer Vase aus der Grabstele des Panaitios, gefunden im Keramikos in Athen. Der verstorbene Jüngling, ein Reiter, reicht die Hand einem Greis, vermutlich seinem Vater. Nationalmuseum Athen. Photo M. Hürlimann ►

GIOTTO DI BONDONE (1266 oder 1276–1337)

CHRISTI EINZUG IN JERUSALEM. *Auch heute noch kennen wir das «Steinewerfen» als die übelste Form der Begrüßung eines Mißliebigen, wie selbst der alte Cézanne von den Kindern empfangen wurde, wenn der «törichte» Maler, mit Leinwand und Malkasten beladen, in sein Heimatstädtchen Aix zurückkehrte... Kinder sind unbekümmert im Begrüßen. Sie klettern auf Bäume, um einen Einziehenden zu sehen und brechen Zweige, wenn sie ihn mögen. Aber daß sie Kittel und Kleider sich über den Kopf ausziehen und einem Esel vor die Füße werfen, wissen wir nur vom Einzug Christi in Jerusalem. Giotto hat es gemalt in dreifacher Steigerung der Handlung vom Kind bis zum Manne. Noch Dürer hat dieselbe Begrüßung in der «Kleinen Passion» dargestellt. Auch die Plastik der Kathedrale von Reims kennt das Motiv und schon die ottonischen Miniaturen. Aber in früherer Zeit ist der «Einzug auf dem Esel» selten wie die «Flucht nach Aegypten», da man darüber stritt, ob nicht mit dem Herrn auch das dabei abgebildete Tier — der Esel — verehrungswürdig würde. Matthäus jedoch vervielfachte sogar das Motiv: «Die Jünger brachten die Eselin und das Füllen und legten ihre Kleider darauf und setzten ihn darauf. Aber viel Volks breitete die Kleider auf den Weg, die andern hieben Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg.» Nur in abgeschwächter Form führen wir die uralte Begrüßung fort, wenn wir bei enthusiastischen Empfängen Zweige und Tücher schwenken. Und — ohne daß wir's wissen — ziehen wir vor einem Verehrungswürdigen doch immer noch ein Kleidungsstück ab: den Hut...* U.

Zum umstehenden Bild: DER JUDASKUSS. *«Welchen ich küssen werde, der ist's!» (Matthäus 26 und Markus 14). So könnte eine Braut sprechen. Schon Lukas wundert sich, daß die freundschaftlichste Begrüßung zum Zeichen des Verrates werden darf. Dort fragt Jesus (Lukas 22): «Judas, verrätst du des Menschen Sohn mit einem Kuß?» — Die Kunst hat immer die ungeheure Dramatik dieser Handlung herauszuholen versucht: Gesicht an Gesicht und Mund an Mund steht Gutes und Böses! Im Umfangen gefangennehmend — so hat Giotto die Szene dargestellt. Und daß zu beiden Seiten so stummer Begrüßung schon der Lärm der Häscher und die blutige Wehr des Petrus beginnt, erhöht noch die Lautlosigkeit der Begegnung. Nie wieder ist falscher Gruß gewaltiger dargestellt worden. Wer aber vergäße, daß der vierte Evangelist, Johannes, von jenem Augenblicke eine ganz andere Wendung gibt? Zweimal fragt der im voraus Verratene selber: «Wen suchet ihr? Sie antworteten: Jesum von Nazareth. Jesus spricht: Ich bin's. Judas aber, der ihn verriet, stand auch bei ihnen. Als nun Jesus zu ihnen sprach: Ich bin's! wichen sie zurück und fielen zu Boden...» Diese letzte, höchste Dramatik des wehrlos Gewaltigen noch in der Begrüßung seiner Feinde ist kaum je dargestellt worden; doch findet man in den «Très riches heures du Duc de Berry», die in Chantilly aufbewahrt werden, eine eindrucksvolle Miniatur, wie vor einem solchen Grüßenden auch die Feinde in Furcht und Schrecken am Boden liegen.* U.

Beide Wiedergaben gehören zu den Fresken, mit denen Giotto im ersten Jahrzehnt des Trecento die Kirche Santa Maria dell'Arena in Padua ausgemalt hat. Enrico Scrovegni, ein großer Förderer der Künste, ließ sie im Jahre 1300 auf den Trümmern eines römischen Amphitheaters errichten, zur Sühnung der Sünden seines Vaters, den Dante als Wucherer in den siebenten Kreis der Hölle verdammt hatte.
Je ca. 231 × 245 cm. Photos Alinari, Florenz

Zu einer Philosophie der Begegnung

Von WALTER ROBERT CORTI

Man kann nicht sagen, die Philosophen seien keine munteren Leute. Sie haben im Laufe der Jahrhunderte sogar so viel des Munteren betrieben, daß es erheblicher Anstrengungen bedarf, sich im ungeheuren Dombau ihrer Gedanken zurechtzufinden. Spötter freilich meinen, sie hätten weiter gar nichts zuwege gebracht als einen riesigen «Kirchhof von Systemen». Auf diesem laufen, so fügte der Zürcher Psychiater Eugen Bleuler grimmig hinzu, die allseitig umgebrachten Systeme immer wieder als Gespenster umher, wobei sich die einen Gelehrten bemühen, sie zum hundertsten Male zu töten, die andern, sie wieder lebendig zu machen. Ihn hätte das sein Leben lang mächtig geärgert. Aber kurz vor seinem Tode sagte er uns doch: «Könnte ich noch einmal beginnen, dann würde ich Philosophie studieren.»

Südirland hat einen der muntersten Systembauer der Philosophie hervorgebracht: George Berkeley. Die Legende flüstert, daß er in noch jungen Jahren in Paris einen derart weltumwühlenden Disput mit dem edlen Nicolas Malebranche führte, daß dieser, freilich schon schwer leidend, wenige Tage danach verschied. Dabei wird Berkeley aber als ein milder, gütiger, von brennender Menschenliebe erfüllter Mann geschildert, dem «jede Tugend unter dem Himmel» zukomme. Sein Plan, auf Bermuda eine Erziehungsanstalt zu gründen, mußte Traum bleiben. So stieg er schließlich in seiner Heimat zum Bischof auf und starb nach segensreichem Wirken im Jahre 1753. Damals war Kant 29 Jahre alt, Lessing 24jährig, Goethe ein Knabe von vier Jahren; in Sanssouci erschien Voltaire wieder bei seinem königlichen Bewunderer, und in Wien sorgte sich Maria Theresia vor den wachsenden Schwingen des nordischen Adlers.

Berkeley leugnet rundweg, daß es eine Welt an sich gebe: Materie, Häuser, Aepfel und Zigarren. Der Stuhl, auf dem ich sitze, die Schreibmaschine, auf der ich klappere, das Gehirn, mit dem ich eben jetzt Berkeleys gedenke — die gibt es gar nicht als solche. Wer das so zum ersten Male hört, der tröstet sich vielleicht mit der Tatsache, daß ja auch Bernhard Shaw ein Ire ist. Aber der Bischof meint es bitter ernst, er kämpft als gläubiger Christ nicht nur für eine erkenntnistheoretische Wahrheit, sondern auch gegen den Unglauben. «Ist die Materie einmal eingeräumt», sagt er, «so möchte ich den Mann sehen, der noch beweisen kann, daß Gott nicht Materie ist.» Also räumt er sie aus und mit ihr jeden freiheitsmordenden Materialismus einer toten rollenden Weltmaschine.

Vor dem spanischen Dorf eines solchen Satzes heißt es nur nicht gleich kapitulieren. Denn wie Berkeley seine Leugnung der Materie beweist, ist zwar nicht neu, aber herrlich in seiner Frische: ein scharfes Husarenreiten der Konsequenz. Wenn ich eine blaue Enzianblume sehe, ist es zweifellos mein Auge und der mit ihm verbundene Hirnteil, welche das Sehen ermöglichen. Ohne Auge kein Enzian. Nun ist aber sicher der Enzian nicht die Ursache meines Auges. Sollte das Auge aber etwa die Ursache des Enzians sein? Das klingt auf den ersten Anhieb aberwitzig, jedoch: Ist die Blume denn wirklich zum Beispiel «an sich» blau, oder verleiht ihr erst unser empfindendes Gehirn diese Farbe? Ist der Zucker an sich süß, weiß und hart? Man lege doch ein Stück vor sich hin und denke das Problem einmal gründlich durch. Was wir vom Zucker wissen, wissen wir durch Geschmacks-, Seh- und Tastempfindungen. *Dabei nehmen wir aber ja nur diese, die in uns sich abspielenden eigenen Empfindungen wahr und nicht den Zucker selbst!* Dieser bleibt immer «draußen», selbst wenn wir ihn essen. Empfindungen aber sind nun einmal seelisch-geistiger und nicht körperlicher Natur. Sie spiegeln, so scheint es, etwas Aeußeres in uns herein, das als solches «draußen» bleibt. Könnte es aber nicht auch umgekehrt sein, wie etwa im Traum, wo nicht das «Aeußere» eine innere Bühne belebt, sondern sich das Innere einen seltsamen Außenraum schafft? Ist vielleicht die uns umgebende Wirklichkeit ein solcher Traum, eine von innen nach außen projizierte Empfindungsfülle? Jedenfalls bleibt der geheimnisvolle Sachverhalt bestehen: Was wir von der Außenwelt wissen, wissen wir vorerst allein über die Empfindungen: die Welt ist unsere aus Empfindungen geordnet aufgebaute Vorstellung. Farben und Formen, Gewicht und Wärme, alle «Eigenschaften» der Dinge sind *unsere* Empfindungen von den Dingen. Was bleibt denn diesen noch? «Nichts!» sagt der Bischof. Ein Ding besteht überhaupt nur in einem Komplex von Empfindungen, existiert überhaupt nur «innen» und wird nach außen in einen Raum projiziert, in die große Tagtraumbühne unseres Daseins. Es gibt nach Berkeley nur ein Sein: Das Seelisch-Geistige, es gibt nur Geist und Geister. Was wir als seiende Materien in der Außenwelt vermeinen, ist nichts als Geist, sind geistgeborene, nach außen verlegte Empfindungsgruppen. *Wenn in mir alle Empfindungen angeregt sind, welche den Zucker ausmachen, dann halte ich einen Zucker in der Hand,* vorausgesetzt, daß zugleich auch alle Empfindungen erregt sind, welche die Hand erscheinen lassen. Und wer rührt nun diese Magier in mir an, wenn ich bald das Meer, bald ein Hochgebirge, bald mein Kind, bald eine Wiese vor mir sehe in einem unsäglich wunderbaren Geordnetsein? Weder das Meer an sich, noch mein Kind an sich, sondern Gott, der Geist ist. Er nimmt bei Berkeley die Stelle ein, die im Kantischen Weltbild von den «Dingen an sich» besetzt werden. Er ist wieder einmal der größte aller Lückenbüßer. Er macht die Täuschung, daß ich glaube, einem Stein, einer Eiche, einem Wiesel, einem Freund zu begegnen. Was ich grüße, das ist... meine Vorstellung.

Welch kühnes Unterfangen! Der philosophische Materialismus streicht den Geist in seiner Eigenständigkeit und erklärt ihn als eine Funktion der Materie, Berkeleys Idealismus streicht die Materie und erklärt sie als eine Vorstellung des Geistes. Sie irren

beide. Es *gibt* die materiellen Dinge «an sich» und außer uns; es *gibt* das geistige Sein, an dem wir selber teilhaben und in dem uns die Dinge als Gegen-stände gegenüberstehen. Sie «affizieren» uns, sie tun uns etwas an, sie lösen in uns die «immateriellen» Empfindungen aus. Wir stellen sie als Objekte uns, den Subjekten, gegenüber. Sie wirken auf uns ein, wir wirken auf sie ein. Zum Erstaunen sind sie da und sind wir da. Goethe sieht am Wege eine Biene in einem Blumenkelche naschen. «Die müssen wohl beide füreinander sein» meint er. So ist es mit Welt und Mensch. Sie sind aufeinander bezogen und begegnen einander. Wo nur Materie ist, stößt auch nur Materie an Materie. Wo nur Geist ist, kann auch der Geist nur Geistigem begegnen. Wie ist es nun in Wahrheit und Wirklichkeit? Rätsel über Rätsel!

Abendländischem Kerndenken stellt sich die Welt als ein durchseelter Organismus dar, der aus unfaßbaren Mitten in schöpferisches Quellen geriet; der Grund des Seins, das Absolute, die Gottheit, strömt werdewillig sich steigernd in die Gestalten des Erfahrbaren. Es ist nicht ein totes Chaos, das zufällig in Bewegung kam, es ist eine bewußtlose Intelligenz, die im fließenden Prozeß des Erwachens den Chor der Formen ordnet. Die Seinstiefe ist voll schlafender Keime, die sich nun offenbaren, sie keimen, wachsen aus und schaffen die Stufen des Wirklichen, das Eingeborene wird ausgeboren, das Eingewickelte ausgewickelt, das Mögliche real. Gott selber entfaltet sich aus einem vorweltlichen Sein in das selbstgeschaffene Kleid der Welt. Sie wird zum gewaltigen Schoß seines Werdens. Das Reich der Materie ist ein Mutterreich des Lebens, aus dem in immer neuen Sprühregen der schöpferischen Entwicklung die Pflanzen und die Tiere hervorgehen, in immer sorgfältigeren Differenzierungen und Individuationen. Was im Gestein noch tief schläft, regt sich in den Kindern Florens, träumt im Tiere und wird im Spätling dieser Selbstdarstellung des Absoluten, dem Menschen, wach und licht. Er ist das letzte Organ Gottes, in dessen Bewußtsein seine Selbstoffenbarung sich vollzieht. Gott schafft die Welt nicht von außen, er schafft sich in ihr selbst, die Stufen der Natur sind die Stufen seines eigenen Werdens, Stationen seines Wachstums. Auch die Schichten der menschlichen Geschichte sind nichts anderes als Selbsterscheinungen des göttlichen Wesens in immer neuer Klarheit. «Was wär ein Gott, der nur von außen stieße...»

Stoffgläubige und Geistgläubige nehmen beide gleicherweise an, die gegenwärtige Welt sei nicht immer so gewesen, wie sie uns heute erscheint, so sei sie erst im Laufe der Zeit geworden. Die Materialisten meinen, ein Urnebel aus Urstoffen sei einmal in Bewegung geraten — zufällig —, hätte sich zu Sonnen und Planeten zusammengeballt; im zufällig entstandenen Wasser bildete sich zufällig einmal ein Schleimklümpchen, das dann durch eine schröckliche Häufung von Zufällen schließlich als Affe in tertiären Bäumen umherturnte und etwas später im zufällig entstandenen Weimar ganz zufällig den Faust niederschrieb. Die Geistgläubigen meinen, das Urwesen der Welt sei Geist, von Anbeginn an «Ich», wenn auch vielleicht in unbewußtem, schlafendem, unentfaltetem, nach Entfaltung sich sehnendem Zustand. Die Geschichte der Welt ist nach ihnen eben die Entfaltung dieses Geist-Gottes*. Er gestaltet sich selber in die bunte Fülle einer konkreten Welt hinein, und es scheint gelegentlich, daß er in dieser selbstgewollten Verflechtung von der eigenen Welt überwuchernd bedroht wird. «Das erste steht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte» — Goethesche Einsicht, nicht minder wie die andere: «am Ende hängen wir doch ab von Kreaturen, die wir machten.»

Der Weltgrund splittert sich auf in Myriaden Individuen, die zueinander und zum Weltgrund selber in Beziehung treten, sich begegnen können. Aus diesem Weltschauen stammen Schillers Verse:

«Freudlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel; darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.»

Der Weltgrund, das All, das Absolute, stürzt sich in das Abenteuer der konkreten Welt, individuiert sich in «Geistern», schafft sich «Freunde», Mitarbeiter seines eigenen Prozesses, schafft sich eine Bühne, einen Chor, ein Auditorium, er hält es nicht aus ohne Gespräch, ohne die Möglichkeit schöpferischer Auseinandersetzung, ohne — Begegnung. In seinen von tiefen Gesichten manchmal wunderbar befrachteten Thesen heißt es bei Schelling einmal:

«In dem Werden und Vergehen der Dinge schaut das All
sein eignes heiliges und unendliches Leben an.»

Warum wohl hat der Person-Gott der Bibel die Welt geschaffen? Sollte jener sich mühende, den Weltprozeß zu seiner Vollendung bedürftige, erdachte Gott der Denker mit dem Gott der Offenbarung nicht zuletzt doch verwandter sein, als es eine mit beinahe unmenschlichem Behauptungseifer vorgehende Theologie der Krisis wahrhaben will? Auch dieser Gott will Begegnung. Der Gott des Idealismus spricht ganze Weltalter hindurch noch nicht, der Gott der Bibel beginnt mit Adam sogleich ein Gespräch. Da sind etwa Schellings Mühen verständlich, den Wegen Gottes nachzusinnen, bevor Adam erschaffen wurde. Die Unterschiede lassen sich freilich kaum ganz verwischen: Der werdende Gott des Idealismus spricht *nur* durch die Menschen, in denen er Fleisch wurde, der Gott der Bibel spricht *zu* den Menschen, die er nach seinem Bilde geschaffen hat, ohne von ihnen abhängig zu sein. — «Ist es möglich, daß es Leute gibt, welche ‚Gott' sagen und meinen, das wäre etwas Gemeinsames?» Das fragt sich Malte Laurids Brigge. Ist es möglich, daß es Leute gibt, die glauben, daß es Wichtigeres gibt in unserem Dasein, als über diese Frage klar zu werden?

«Es war einmal eine Stopfnadel, die sich so fein dünkte, daß sie sich einbildete, eine Nähnadel zu sein. ‚Seht nur darauf, daß ihr mich haltet!' sagte sie zu den Fingern, die sie hervornahmen. ‚Verliert ihr mich, so ist es sehr die Frage, ob ich wiedergefunden werde, so fein bin ich.'» Wenn solcher Art Andersen erzählt, verstehen das nicht nur die kleinen Kinder. Uns ist ein unausrottbarer Hang eingeboren, alles zu vermenschlichen. Die Wolken wandern und die Gebirge ragen, die Quellen murmeln und die Bäume schlagen aus. Der Wald steht still und schweiget. Der Pilatus trägt einen Hut. Jünglingsfrisch tanzt der Strom aus der Wolke auf die Marmorfelsen nieder, jauchzet wieder nach dem Himmel. Der Dichter Jakob Boßhart schrieb 1897 eine wertvolle Studie «über den Anthropomorphismus oder die Vermenschlichung der Natur im Denken und der Sprache». Man pflegt bei einer solchen Schrift zu sagen, sie sei längst überholt und ist dann meist nur nicht imstande, anzugeben, wer sie überholte und was an ihr überholt sei: Tatsächlich fehlt es heute an einer umfassenden und berichtigenden Arbeit über dieses ungemein reizvolle Thema.

* Dieser spekulative Theismus, es ist nicht überflüssig, dies immer wieder anzumerken, wird von der Theologie der Reformatoren ganz und gar bestritten, gerade ihm gegenüber behaupten sie, daß ihr Gott der «ganz Andere» sei. Fichtes, Schellings und Hegels Gott ist ein durchaus vom Menschen ersonnener Gott, er wird gedanklich erreicht, «konstruiert», er wird im Denken, nicht im Glauben faßbar. Das Denken klärt nicht etwas im Glauben Gegebenes, sondern schafft überhaupt erst für einen möglichen Glauben das Gegebene. Auch dort, wo er geschichtlich Gegebenes anerkennt, schmilzt er dieses in seine denkerische Schau ein. Daß sich diese beiden Lager nicht verstehen, bildet wohl die unterste Wurzel aller abendländischen Verwirrungen.

Man weiß freilich keineswegs, wie tief das Subjekthafte in die Welt hineinreicht. Schelling hat die ganze Natur als das Werden des absoluten Ichs bezeichnet. Kant scheint das Ich auf den Menschen allein einschränken zu wollen: «Würde mein Pferd sagen: ‚Ich bin', so würde ich sofort absteigen; denn es würde dadurch beweisen, daß es mir ebenbürtig ist.» Daraus läßt sich eine gewinnbringende Ueberlegung folgern, daß wir nämlich Ichträgern begegnen können, die uns in ihrem Sein ebenbürtig sind, möglichen Ichträgern, die uns nicht sagen können, daß sie Iche sind und möglicherweise ichlosen Dingen. Wenn ich einen Kristall finde oder eine Rose, so bleiben sie, spreche ich zu ihnen, mindestens ohne Ant-Wort. Sie geben mir viel, der Kristall leuchtet, die Rose duftet, und es ist sicherlich alles andere als Torheit, anzunehmen, daß sie nur infolge ihrer wie immer rudimentären Ichhaftigkeit so auf mich wirken können. Begegne ich einem Wurm oder einem Schmetterling, so ist schon mehr an Auseinandersetzung zwischen uns möglich, aber erst die Taube, die aus meiner Hand frißt oder mein Hund, dessen ganzes Leben in meines einbeschlossen ist, erwecken den Eindruck, daß wir es mit «Persönlichkeiten» zu tun haben, wenn auch vielleicht noch nicht mit «ebenbürtigen».

Daß die Tiere Subjekte sind, ist mindestens eine höchst fruchtbare Arbeitshypothese, während ihre Leugnung die Forschung in keiner Weise weiterbringt. Man hat zuerst einmal das Unwahrscheinliche in den althergebrachten Vermenschlichungen wegzuräumen, ohne das Kind mit dem Bade auszuschütten. Schopenhauer sagt zum Beispiel: «Zum Symbol der Unverschämtheit und Dummdreistigkeit sollte man die Fliege nehmen. Denn während alle Tiere den Menschen über alles scheuen und schon von ferne vor ihm fliehen, setzt sie sich ihm auf die Nase.» Nun war von jeher eine Fliege gänzlich außerstande, den Herrn Arthur Schopenhauer als Ganzes zu erkennen, sonst hätte sie vielleicht wirklich vor ihm Reißaus genommen. In ihrer «Umwelt» benutzt sie prominente Stellen, Ecken, Zinken und dergleichen lediglich als Sitz- und Ausruhplätzchen. Sie ahnt nicht, daß sich ein solches Ding in ein Wesen fortsetzt, welches sich mit so heftigem Gebrauche moralischer Kategorien über sie ärgern könnte. Darum ist es völlig verfehlt, ihr Unverschämtheit vorzuwerfen, da sie es mit größter Sicherheit nicht einmal zur Verschämtheit bringt. Sie ist sowenig dummdreist, wie jenes Huhn in Morgensterns berühmtem Bahnhof reiselustig. Setzt sich darum einem Schüler Jakob von Uexkuells, dem großen Förderer der kritischen Lehre von den tierischen Subjekten, eine Fliege auf die Nase, so ärgert er sich heute in ganz anderen Ausdrücken.

Die Tiere in Waldemar Bonsels «Biene Maja» sind nun allerdings lauter kleine Immanuel Kants und sprechen ebenbürtig miteinander. «Der arme Frosch», sagte die kleine Maja. «Nun, ich muß doch bitten», meinte die Libelle nicht ohne Entrüstung, «Sie gehn zu weit. Einen Frosch bedauern, heißt sich in den eigenen Flügel schneiden. Sie sind eine gewissenlose Person, wie mir scheint.» «Das kann ja sein», antwortete Maja, «aber es wird mir sehr schwer, jemanden leiden zu sehen.» Das ist gewiß auch etwas weit gegangen. Es ist die animistische Welt des Märchens, in der Tiere, Bäume und Stopfnadeln miteinander reden. Alles begegnet allem. Seit aber auch die Forschung den Tieren wenigstens eine wie immer noch zu bestimmende Ichhaftigkeit wieder zubilligt, läßt sich von der Umweltlehre aus noch ein bedeutender Einfluß auf eine echte Begegnungsschilderung der Tiere untereinander erwarten. 1946 veröffentlichte der Amerikaner Jean M. Linsdale seine umfangreichen Feldstudien über das kalifornische Bodeneichhörnchen. Mit diesem leben nicht weniger als 36 verschiedene Wirbeltiere auf dem gleichen Wohnareal zusammen, wobei sich die Begegnungsmöglichkeiten ja noch vervielfältigen, je nachdem, ob das Eichhörnchen einem jungen Reh, einem kranken Chipmunk, ein paar kleinen Häschen begegnet. Es kann als durchaus sicher gelten, daß der Ground Squirrel nicht einfach «Tieren» begegnet, die von der Kröte bis zur Wildkatze variieren, sondern *diesen* Tieren, und daß er das Scheppern der Klapperschlange in seiner Gefährlichkeit ebenso einzuschätzen weiß wie das ferne, harmlose Klopfen eines Woodpeckers im Walde. Vielleicht ist der Bonsels nicht mehr fern, der uns das Märchen des Eichhörnchens schenkt, in dem nichts steht als die reine Wahrheit.

Es gibt Grußformen, bei denen sich der Grüßende auf den Rücken wirft und so hin und her rollt; nach Livingstone tun dies die Batoka. Als ich der kleinen Bella Reinlichkeit beibrachte, stellte ich ihr eine wenig faire Falle. Sie tollte sich draußen umher und ich goß währenddessen mit gewöhnlichem Wasser auf dem Zimmerboden einen künstlichen, aber täuschend ominösen Teich. Dann riefen wir Bella, die auch freudig springend hereinkam, und zeigten strafend auf die Bescherung. Sie sah es, sah uns, senkte Schwanz und Kopf, ließ das Weiße ihrer Augen in jener unbeschreiblich hundlichen Jammerart erscheinen: Sie ließ sich auf gar keine Verteidigung ein, warf sich prompt auf den Rücken, wedelte schwach und bittend und sah uns herzerweichend an. Schon vor vielen Jahren hat Herbert Spencer den selben Sachverhalt beschrieben: «Jedermann hat gelegentlich beobachten können, wie sich ein kleiner Wachtelhund bei Annäherung eines gewaltigen Neufundländers oder einer Bulldogge im Uebermaß seiner Angst auf den Rücken wirft und die Beine in die Luft streckt. Statt durch Knurren und Zähnefletschen Widerstand zu drohen, wie er es vielleicht getan hätte, wenn nicht jeder Widerstand hoffnungslos erschiene, nimmt er freiwillig eine Haltung an, welche eine Niederlage im Kampfe zur Folge haben würde — er sagt gleichsam stillschweigend: ‚Ich bin besiegt und ergebe mich deiner Gnade.'» Damit ist gewiß eine wichtige Wurzel des menschlichen Grußes bezeichnet, wer sich niederwirft, tief verbeugt, der betreibt das «proskünein», das Hündeln. Wer den Fuß des zu Grüßenden sich auf den Kopf setzt oder selbst zu Füßen fällt, der ist mit seinem Gruße noch nicht weit von der tierischen Urform entfernt. Je mehr sich der Mensch nun in diesen Sitten verfeinert, desto mehr wird die Symbolik verfeinert, es kommt zum Knixen, zum Kratzfuß, zur Verbeugung. Da Angriff oder Abwehr beim Menschen vornehmlich mit der bewehrten Hand geschieht, so ist das Handgeben eine offene Erklärung, daß man darin keinen Dolch, keine Keule oder auch keinen Revolver betätigt. Tatsächlich heißt im Lateinischen «manus tollere» die Hand heben, zugleich auch Unterwerfen. Gewiß sind nicht alle Grußformen von dieser Wurzel allein zu erklären — dazu ist der Mensch ein viel zu schichtenreiches Wesen. Aber neuere Forschungen erhärten diese eine Wurzel und geben weite Ausblicke. Konrad Lorenz schrieb 1935 einen Aufsatz über «Moral und Waffen der Tiere». Er überlegt sich den Tag, an dem die Menschheit in zwei siegesgewisse und vernichtungssichere Lager verteilt ist. «Werden wir uns dann verhalten wie die Hasen oder wie die Wölfe? Das Schicksal der Menschheit wird sich mit dieser Frage entscheiden.» In seinem von uns schon

öfters erwähnten Büchlein: «Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen» erläutert er diese seltsam prophetische Frage. Märzenhasen bekämpfen sich bekanntlich so unerbittlich, daß man sich wundern muß, wie sie zum Spottnamen Hasenfüße kamen. Etwas ganz anderes (und vielfach Bestätigtes) beobachtete Lorenz im Whipsnade Zoo bei London. Kamen da zwei mächtige Wolfrüden, ein alter und ein jüngerer, miteinander ins Kämpfen. Die Sache sieht überaus bedrohlich aus, da stolpert der jüngere und schon ist der alte über ihm. Und nun geschieht das Merkwürdige, nämlich genau das Gegenteil dessen, was man erwarten würde: «... der alte Wolf hat sein Maul dicht, ganz dicht am Hals des jüngeren. Und dieser hält seinen Kopf *abgewendet*, er bietet die Krümmung seines Halses, die verwundbarste Stelle seines Körpers, schutzlos dem Feinde dar! ... es sieht jetzt so aus, als böte der Unterlegene *absichtlich* denjenigen Körperteil, in den jeder Biß tödlich sein muß. Und es sieht nicht nur so aus, sondern es ist erstaunlicherweise tatsächlich so.» Die Demutstellung des einen löst im anderen eine soziale Hemmung aus. Es gibt ein russisches Sprichwort: Einen Liegenden schlägt man nicht. Das kann uraltes Instinkterbe, aber auch höchster ethischer Neuerwerb sein. Allerdings berichten genug Fälle der homerischen und germanischen Sage, daß der Gnadeflehende dann doch umgebracht wurde. «Erst der christliche Ritter», meint Lorenz, «ist auf Grund traditioneller und religiöser Moral so ritterlich, wie es, objektiv gesehen, der Wolf aus der Tiefe seiner natürlichen Triebe und Hemmungen heraus ist. Welch erstaunliches Paradoxon!»

Verwirrend? Gewiß. Aber solange sich der Mensch vom Sprichwörtlichen leiten läßt, geht er abseits vom Weg der Wahrheit. Weder ist die Taube sanft noch der Fisch «fischblütig», und ist der Esel eigentlich ein Esel, weil er wirklich ein Esel ist oder weil man ihn nur einen Esel nennt? Wenn Lorenz den großen Kolkraben Roa auf Arm oder Schulter trägt, wird er mitunter gewarnt, daß ihm das Tier nicht ein Auge aushacken möge. Der Gelehrte fühlt sich jedoch bei einem befreundeten Tiere völlig sicher. Natürlich sieht «das Manipulieren des riesigen, böse gekrümmten Rabenschnabels am offenen Auge eines Menschen geradezu bedrohlich aus» — Lorenz schildert, wie ihm Roa eben «jedes erreichbare Härchen putzend durch seinen Schnabel zog» —, aber das Tier hat eine Hackhemmung. Eine Erklärung lautet einfach genug: «Würde der Kolkrabe hemmungslos, wie er nach irgendwelchen anderen, beweglichen und glänzenden Gegenständen pickt, nach dem Auge seines Nestgeschwisters, seiner Gattin oder seiner Jungen hacken, nun, dann gäbe es längst keine Kolkraben mehr.» So trifft hier das Sprichwörtliche doch einmal die Wahrheit, daß nämlich eine Krähe der anderen das Auge nicht aushackt — es ist eben unmöglich, sich in allem zu irren.

Im Medium des Geistes, wodurch sich das menschliche Sein vom tierischen Sein besondert, wird die Erbschaft der Instinkte eigenartig durchformt. Auch in uns ist wohl alles noch vorhanden, was im Tierreich letzte Instanz des Verhaltens bildet. Aber nun wird es gleichsam in den zweiten Rang gestellt, darbt und kümmert im Schatten des Bewußtseins, front und leidet unter der neuen Sonne der Moral. Es wird zur «Bestie» in uns, die auf ihre günstige Stunde lauert. Wer sie in mönchischer Thebais ganz aus sich heraustreiben will, treibt sie nur zur Verzweiflung. Ist je ein normaler Bürger so heftig versucht worden, wie weiland der heilige Antonius? Man braucht das Tier in uns keineswegs als mordlüsterne Bestie, die immer auf Raub und Vergewaltigung aus ist, zu deuten. In dieser Schicht unseres Daseins, in diesem Bereich der Tiefenperson, wohnt ebensosehr viel alte, gute Weisheit des Lebens. Aber im Menschen herrscht sie nicht mehr allein, sie muß die Herrschaft nun mit dem ichbewußten Geiste teilen, mit diesem jüngsten Kinde des Seins. Oft genug will dieser die Alleinherrschaft an sich reißen, muß aber doch immer wieder zu den mütterlichen Gründen, so wie der hochgeworfene Stein zur Erde. Nur natürlich kann der Mensch nicht leben, denn der Geist ist nun einmal in ihm wirksam. Nur geistig kann der Mensch auch nicht leben, denn dieser Geist ist eben in eine natürliche Leiblichkeit eingesenkt. Bischof Berkeley, der Erzfeind der Materialisten, sieht nur einen Teil der Wahrheit. Es gibt eine eigenständige Materie und eine eigenständige Natur. Mag sein, daß auch sie nur Geist ist, «in seinem Anderssein», wie Hegel in der bodenlosen Kühnheit seines Denkens sagt. Das Anderssein als solches muß anerkannt werden. Die Materialisten dagegen sehen nur den anderen Teil der Wahrheit. Es gibt einen eigenständigen Geist und ein ihm eigentümliches Reich. Mag sein, daß er nur die letzte Blüte der Materie bildet, die im Reich des materiegeschobenen Lebens aufblüht, aber selbst wenn das je bewiesen würde, ist die Blüte doch ein anderes als die Wurzel. Das Natürliche ist unser Erbe, von weit her. In uns regt sich vage alles, was wir außen im Tierreich beobachten können. Da ist der Hacktrieb wie die Hackhemmung, da ist der Angriffsstolz wie die Demutsgebärde. Aber die Triebe treiben uns nicht mehr allein. Es nimmt noch einer Stellung, fördernd oder hemmend: Der ichbewußte Geist. Er kann die Triebe verwerfen oder verherrlichen, kann sie sündig oder heilig nennen. In Zeiten des Friedens führt der Mord zum Schafott, im Kriege zum Orden. Manch einer, der mit viel Aufwand des zähmenden Geistes ein ordentliches Leben bis zum sechzigsten Jahre führte, holt noch in fleißigen Jährchen die versäumten Dummheiten nach. Manch einer aber, der alt wurde im Banne des weißen, kalten Geistes, sieht bereuend zurück, daß er den besten Garten in sich selber verdorren ließ. Nur der lebendige Geist der liebenden Ehrfurcht begegnet der natürlichen Herkunft gerecht. Im Geist liegt beides, Maß und Unmaß. Er kann die Wahrheit erkennen, er kann sie aber auch verkennen. Dies ist das Wunderbare, daß sich die verkannte Wahrheit im Geiste selber meldet. Dann ist immer eine Freiheit zerstört worden oder in Gefahr.

Weder ist die Welt ein Zufallsgebilde der Materie noch Geist allein. Sie ist beides. Sie braucht auch keineswegs aus Materie und Geist allein zu bestehen. Es kann etwas Drittes geben, das im Spannungsfeld von Geist und Materie zu sich selber ringt. Es kann noch sehr viel mehr geben. Noch niemand konnte der Seele und der Welt Grenzen abschreiten. Wir Menschen aber sind solche Schreitende, die keine Tiefe schreckt und die keine Höhe scheuen. Indem wir in der Welt sind, ist die Welt uns gegenüber, fremd und vertraut zugleich, wie wir uns selber fremd und vertraut sind. Wir begegnen ihr immer und überall, wir sind Begegnende von Hause aus. Was wir auch anrühren, klingt an. Das ganze Stufenreich des Seins ist ein «tat vam asi», ein «das bist du auch». Dort, wo uns das Du zurückkommt, wie in einem Spiegel des Gehörs, erkennen wir kaum mehr, als daß wir als Suchende eine große Gemeinschaft bilden. Immer wieder rufen wir nach einem Du, das uns mehr aussagt, als was wir uns selber sagen können. Steht es vor uns, steht es hinter uns? Drängt es in uns selbst, aus dem unergründlichen, göttlichen Brunnen?

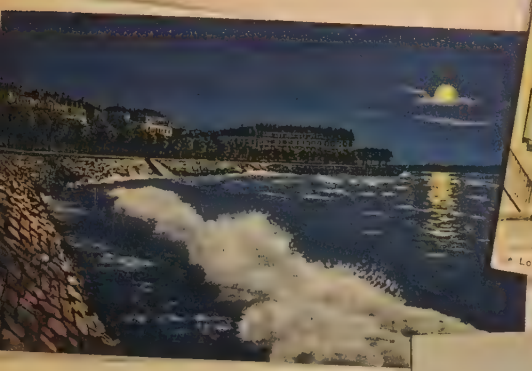
«Adie, Vater.» «Adie, liebe Bueb. Bis dann brav, gäll!» Photo G. Schuh

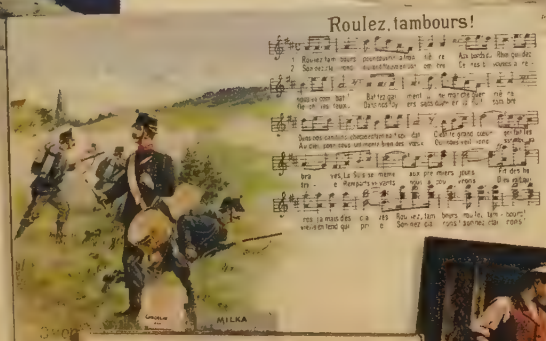
GRUSS AUS . . .

Der Erfinder der Postkarte, des offenen Briefes, ist Heinrich von Stephan, der anläßlich der allgemeinen Postkonferenz des deutschen Reiches von 1865 in Karlsruhe an die Teilnehmer eine «Denkschrift über die Einführung einer vereinfachten Briefform» verteilte, die aber keinen sofortigen Erfolg hatte. Am 26. Januar 1869 veröffentlichte Prof. Hermann in der «Neuen freien Presse», Wien, einen Aufsatz mit ähnlichen Vorschlägen, der dem österreichischen Generalpostdirektor Maly von Vevanovits so imponierte, daß am 1. Oktober desselben Jahres der Verkauf der neuen Karten an den Postschaltern Oesterreich-Ungarns begann. Neun Monate später, kaum war H. von Stephan Generalpostdirektor des Norddeutschen Bunds geworden, wurde sie auch dort im internen Verkehr eingeführt. Die Schweiz folgte am 1. Oktober 1870. Die Vorderseite der Karte war ausschließlich für die Adresse bestimmt, die Rückseite für die Mitteilungen. Von da zur Bilderpostkarte ging es nicht lange. Am 16. Juli 1870 benachrichtigte der Buchhändler A. Schwartz in Oldenburg seine Verwandten vom Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, indem er, statt Worte zu gebrauchen, das Bildchen einer Kanone mit einem Artilleristen auf die Karte klebte. Erst 1875 kam ihm der Gedanke, seinen Einfall kaufmännisch zu verwerten. Mit Klischees für Kalenderbilder druckte er zwei Serien zu 25 illustrierten Postkarten und verkaufte sie in seinem Laden. Schwartz fand bald Nachahmer. Auch in der Schweiz bürgerte sich die Ansichtskarte rasch ein. Die Post allerdings wollte sie zuerst nicht einmal zur Kartentaxe zulassen. Erst als die steigenden Einnahmen den ungeheuren Aufschwung erkennen ließen, begann sie ihrerseits den Verkehr zu fördern, zum Beispiel indem sie Ansichtskarten mit höchstens fünf Worten zur Drucksachentaxe beförderte. Die Flut der Ansichtspostkarten stieg gewaltig und erreichte kurz vor dem ersten Weltkrieg ihren größten Umfang. So wurden 1910 in der Schweiz allein 102 Millionen Postkarten versandt, eine nie wieder erreichte Zahl (1930: 95,2 Millionen, 1940: 74,7 Millionen).

Ed. Greminger

GRUSS AUS
OTTENBACH.
1907
14 Juli 1907



CIGARES
Locle - Eglise, rue du Temple et Place du marché

Roulez, tambours!
MILKA

Zürcher
Kantonal-Turnfest
Horgen
Sonntag den 12. u. Montag den 13. Juli 1908.

Gruss aus Zürich
Schweiz

Der militärische Gruß

Diskussion in einer Schweizer Instruktionsstunde

Vor wenigen Tagen hat die Unteroffiziersschule begonnen. Pünktlich, mit dem Ruck des Zeigers, meldet der Führer rechts: «Herr Hauptmann, Füsilier Tanner, ich melde Ihnen die Klasse 2 zur Theorie bereit, Bestand 20 Mann, alle anwesend.» Prüfend gleitet mein Blick über die jungen Soldaten. Neben weichen, ungeformten Bubengesichtern stehen schon solche mit männlichen Zügen. Manche drücken verhaltene Kraft und freudige Bereitschaft aus. Andere sind noch unsicher, fahrig oder verschlossen. Bewußte Nachlässigkeit fällt mir nur beim Füsilier Gerspach auf. Er studiert die Rechte und wurde gegen seinen Willen, auf Grund seiner Fähigkeiten in die Unteroffiziersschule aufgeboten. Ich gebe das Ruhn, lasse die Klasse sich setzen und beginne die Theoriestunde. Sie ist dem militärischen Gruß gewidmet.

«Es wird eine eurer ersten Pflichten als frischgebackene Unteroffiziere sein, den Rekruten beizubringen, wie der Soldat grüßt. Auch wenn es sich für euch hauptsächlich um das Anlernen von Fertigkeiten handelt, ja gerade deshalb, weil das Formelle bei eurer Arbeit im Vordergrund steht, ist es notwendig, daß ihr über der Form den Sinn nicht vergeßt. Wir wollen daher heute über den Gehalt des militärischen Grußes sprechen, über das, was ihn von andern Grüßen unterscheidet. Haltet mit euren Ansichten nicht zurück. Aus einer Vielzahl von Meinungen geht die richtige Erkenntnis am ehesten hervor.»

Ich rufe Füsilier Gerspach auf, damit er sich als erster äußere. Nach kurzem Besinnen antwortet er: «Da Sie, Herr Hauptmann, uns aufgefordert haben, frisch von der Leber weg zu sprechen, will ich kein Blatt vor den Mund nehmen, sondern frei bekennen, was ich fühle. Ich verabscheue den militärischen Gruß, wie ich alles ablehne, was nach Zwang und Kollektivismus riecht. Ich anerkenne die Notwendigkeit unserer Armee. Ich verstehe, daß eine Armee ohne innere Disziplin ihre Aufgabe nicht erfüllen kann. Aber die Ehrenbezeugung gegenüber Vorgesetzten als äußeres Zeichen der Unterwürfigkeit verträgt sich nicht mit meinem Stolz als Demokrat.»

Auf den Gesichtern vieler Unteroffiziersschüler verbreitet sich das Erstaunen über die Kühnheit, mit der Füsilier Gerspach zu sprechen gewagt hat. Einige nicken beifällig. Die Mehrzahl bleibt schwankend. Eine Minderheit drückt in ihren Mienen Protest aus.

Füsilier Müller meldet sich zum Wort: «Ich betrachte den militärischen Gruß nicht als Ehrenbezeugung. Ich grüße meinen Vorgesetzten mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der ich Vater und Mutter, Gemeindeammann und Prinzipal grüße. Ich könnte mir ein Zusammenleben ohne diese Höflichkeitsform gar nicht vorstellen. Wer rasch ins Schaufenster sieht oder mit abgewendetem Blick vorüberschleicht und so tut, als hätte er den Hauptmann nicht bemerkt, der fühlt sich ihm nicht gewachsen, ist innerlich unsicher. Mir wäre nicht wohl dabei.»

Füsilier Geilinger meint: «Der militärische Gruß ist schon deshalb keine Ehrenbezeugung, weil der Grußpflicht des Soldaten die Grußpflicht des Offiziers gegenübersteht. Durch meinen Gruß drücke ich meinem Leutnant das Vertrauen aus, das ich in ihn setze. Aber ich habe auch das Recht, zu verlangen, daß er mit seinem Gegengruß mich selbst und meine Leistung anerkenne. Ich fühle mich moralisch in dem Augenblick von meiner Grußpflicht entbunden, in dem der Vorgesetzte seine eigene Grußpflicht nicht mehr ernst nimmt.»

«Dieser Auffassung des Grußes kann ich ohne weiteres beipflichten. Ich muß aber», wirft Füsilier Gerspach ein, «nicht nur meine persönlichen Vorgesetzten grüßen, die ich kenne; ich muß sämtlichen Gradierten der Armee den Gruß erweisen. Wie läßt sich diese Vorschrift mit der eben geäußerten Auffassung vereinbaren?»

«Füsilier Wiederkehr, Sie haben das Wort.»

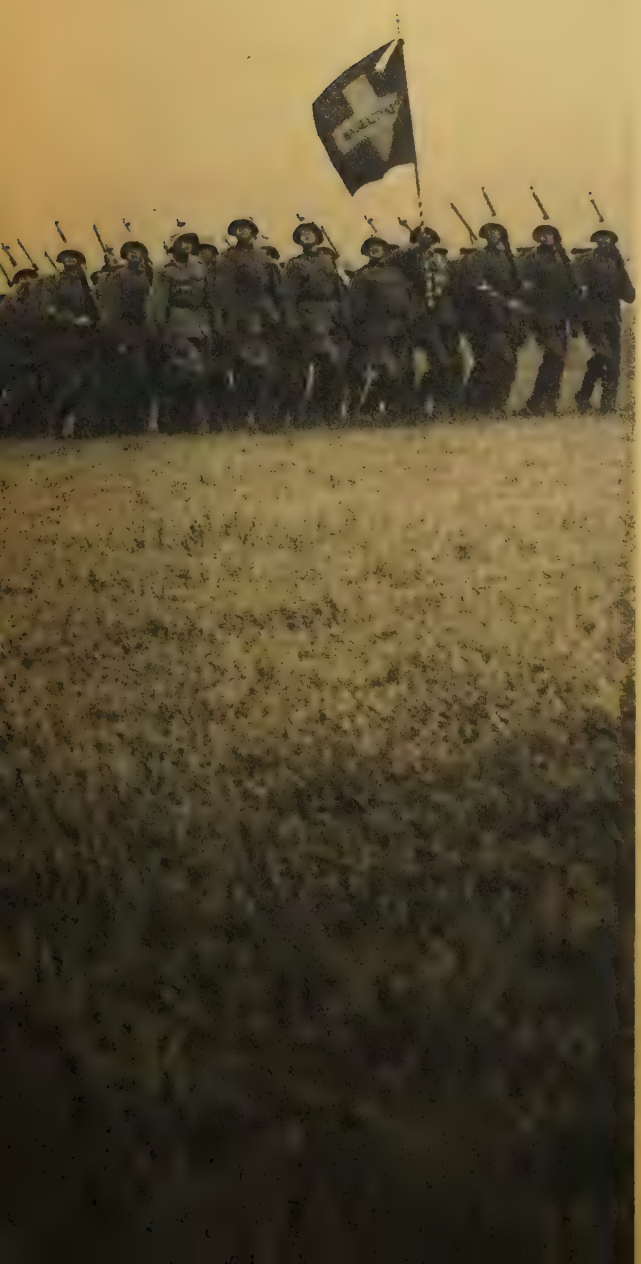
«Der Gruß ist doch wohl mehr als eine bloße Höflichkeitsform, mehr als eine Geste unter Freunden und Bekannten. Ich grüße ja auch im Zivilleben sehr oft Unbekannte. Auf dem Lande gar grüßt jeder jeden. Ist der Gruß nicht ein Zeichen der Zusammengehörigkeit? Schlägt er nicht die erste Brücke vom Ich zum Du, von Mensch zu Mensch? Der militärische Gruß ist für mich ein Bekenntnis zur Gemeinschaft derer, die gewillt sind, das Vaterland zu verteidigen, ein Bekenntnis zur Armee.»

Füsilier Bärtschi fährt fort: «Ich pflichte Füsilier Wiederkehr bei. Aber es gibt noch mehr zu sagen. Wir alle, Vorgesetzte und Untergebene, stehen im Dienst derselben Sache. Wir haben unsere Person dem Vaterland für eine gewisse Zeit voll und ganz zur Verfügung gestellt. Unsere Aufgaben sind verschieden. Der Offizier hat ein weiteres Wirkungsfeld. Er trägt eine größere Verantwortung als der Soldat. Aber die Intensität der Leistung und die Unbedingtheit des Einsatzes brauchen sich nicht zu unterscheiden. Deshalb grüße ich den Vorgesetzten, ohne Minderwertigkeitsgefühle zu verspüren und ohne Befürchtung, daß ich mich dadurch in eine schmähliche Abhängigkeit begebe.»

«Und nun, Füsilier Gerspach, was meinen Sie dazu?» «So ausgedrückt», antwortet der Aufgerufene, «kann man gegen den Gruß wohl wenig einwenden; allein Theorie und Praxis sind recht verschieden. Statt an die Einsicht des einzelnen zu appellieren und bei ihm Freude am Gruß zu wecken, postuliert man den leidigen Grußzwang.»

«Ich will selbst den Versuch unternehmen», schalte ich mich ein, «Ihre Bedenken hinsichtlich des Grußzwangs zu zerstreuen

Photo Paul Senn



und damit unsere kurze Diskussion abzuschließen. Wie Sie ja indirekt zugeben, besteht für den Einsichtigen kein Grußzwang. Es kommt auch sehr selten vor, daß ein Schweizerbürger in bewußter Ablehnung der Armee seine Grußpflicht verletzt. Meist sind es persönliche Gründe, sehr oft innere Hemmungen, die den Soldaten widerborstig erscheinen lassen. Wie die Kinder durch Liebe und Strenge zur häuslichen Gemeinschaft erzogen werden, so müssen die Rekruten an die militärischen Formen gewöhnt werden, um nach und nach ihren Sinn zu erfassen.

Der militärische Gruß ist ein Ausdruck für die mannigfaltigen Beziehungen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Der Geist muß die Form durchdringen. Die Form kann aber auch mithelfen, den Geist zu bewahren, ja ihn zu schaffen. Wie oft wird das Verhältnis von Mensch zu Mensch aus einem momentanen Mißverstehen heraus für alle Ewigkeit vergiftet, nur weil unbeherrschte Leidenschaft die schützende Form durchbricht. Der Formzwang will dieser menschlichen Schwäche einen Damm entgegensetzen. Fruchtbare Beziehungen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen bilden die Grundlage eines maximalen Nutzeffektes. Die Form kann als Hilfe wertvolle Dienste leisten. Falsch verstanden, schafft sie unerträgliche Distanz. Es ist eure Aufgabe als künftige Vorgesetzte, die Starrheit der Form mit dem lebendigen Geist zu erfüllen und jenes Maß zu finden, welches euch den Segen der Form erleben läßt.» H. S.

Der Standpunkt der FHD

Eine kleine Rundfrage bei FHD aus allen Bildungsschichten und Altersstufen ergab folgendes Resultat:

Auf der Straße ist der FHD besonders die Begegnung mit jungen Offizieren sehr unangenehm. Denn das Reglement schreibt vor, daß sie als Frau als erste zu grüßen hat. Der FHD-Gruß besteht im Gegensatz zum Gruß des Soldaten lediglich in einer scharfen Kopfdrehung gegen den Vorgesetzten hin. Die junge Frau, die den Umgang mit Männern nicht sehr gewohnt ist, empfindet es als sehr peinlich, als erste grüßen zu müssen, nachdem man doch im zivilen Leben dem «guterzogenen» Mädchen nahelegt, den Mann unter allen Umständen zuerst grüßen zu lassen. Diese Grußpflicht, so erklärten uns einige FHD, fällt uns so schwer, daß wir ihretwegen schon oft unsern Rücktritt aus dem militärischen Frauenhilfsdienst in Erwägung zogen. Vor der gleichen Situation stehen auch ältere FHD, die bereits erwachsene Söhne haben und denen es peinlich ist, junge Männer, die ungefähr das Alter ihrer Söhne haben, zuerst stramm zu grüßen.

Immerhin gibt es auch eine Anzahl FHD, die fähig sind, zwischen dem zivilen und militärischen Dasein derart klar zu unterscheiden, daß ihnen der Gruß absolut keine Schwierigkeiten bereitet. Sie erklären, daß sie im Offizier einfach den Vorgesetzten und nichts anderes sähen. Und so, wie sie im Büro und im Geschäft vom Chef auch nicht verlangen könnten, daß er sie zuerst grüße, so erwarteten sie das auch nicht vom militärischen Vorgesetzten. Dieser Typus Frau mit seiner sachlichen Einstellung — er ist vor allem bei Berufstätigen und Akademikerinnen anzutreffen — ergibt natürlich die ideale FHD. Sie betrachtet den Gruß als Bestandteil der militärischen Disziplin und erweist ihn deshalb, von Gefühlsregungen unbelastet. H. W.

Baslerische Truppen defilieren vor General Guisan im November 1941 in Luzern.
Photo Ernst Brunner

Grußpflicht in der amerikanischen Armee

Nach dem amerikanischen Militärgesetz hat der Soldat seine Vorgesetzten erst vom Warrant Officer, das heißt dem Träger des höchsten Unteroffiziersgrades, ab zu grüßen, die gestreckte Hand an die Stirn, genau über dem rechten Auge, gelegt. Der Offizier seinerseits ist verpflichtet, den Gruß zu erwidern. Er gilt übrigens nicht ihm persönlich, sondern seinem militärischen Rang — mit dieser Auffassung werden Schwierigkeiten beseitigt, die dadurch entstehen könnten, daß gewisse Soldaten aus den Südstaaten sich sonst weigern würden, schwarzen Offizieren die Ehrenbezeugung zu geben.

Der Gruß dauert von dem Augenblick, wo der Soldat auf etwa fünfzehn Schritt Entfernung den Offizier erblickt, bis zu dem Moment, wo der Gruß abgenommen wird. Man grüßt nicht mit der Zigarette, dem Bleistift oder einem andern Gegenstand in der rechten Hand, so wenig als man bei Tisch mit Gabel oder Messer auf jemand hinzeigt. Wer in rascher Gangart daherkommt, muß den Schritt auf normales Gehtempo verlangsamen... wiederum um der Würde des Grußes willen.

Der Grüßende muß den rechten Arm frei haben; deshalb ist der Platz für begleitende Damen an seiner Linken, so wie es auch Sitte ist, wenn Offiziere nebeneinander hergehen, daß der Ranghöchste zu äußerst rechts ist, weil er für die andern den Gruß der Begegnenden zu erwidern hat. Hierin lebt auch ein uralter Brauch weiter: der ranghöchste Offizier bezeugt sein Vertrauen zu den andern dadurch, daß er sie an seiner «Schwertseite», einem Ehrenplatz, schreiten läßt. Krankenschwestern und weiblichen Hilfsdienst- und andern Offizieren werden genau die gleichen Grußehren erwiesen wie irgendeinem Mann im Offiziersrang.

Begegnet der Soldat einem Wagen, so hat er nur dann zu grüßen, wenn das Gefährt einen Stern oder mehrere (bis fünf) trägt — die Abzeichen für Heerführer im Generalsrang. Dabei wird nicht darauf geachtet, ob der Betreffende auch tatsächlich im Wagen sich befindet.

Im Innern eines Gebäudes werden Offiziere nur unter besondern Umständen gegrüßt — zum Beispiel durch Aufstehen, wenn ein Inspektionsoffizier (und nur ein solcher!) die Mannschaftsmesse betritt. Ueberhaupt ist die Grußpflicht überall dort selbstverständlich aufgehoben, wo sie nicht am Platze ist, wie etwa beim Fahren im Lift usw. Sämtliche Offiziere werden mit dem einfachen Wort «Sir» angeredet; der Rang braucht nicht genannt zu werden. Wenn der Soldat Ausgang hat, und zum Zeichen des Arbeitsabschlusses im Lager die Nationalhymne gespielt wird, so wendet er sich, wenn er im Freien ist, dem Ort zu, wo er die Fahne wehen sieht oder woher er die Musik hört (je nachdem, was näher ist) und salutiert, bis die Hymne zu Ende ist.

Es versteht sich von selbst, daß an der Front im Krieg, wenn Mann und Offizier ihr Letztes zu geben haben, die in Friedenszeiten aufgestellten Grußregeln als etwas Nebensächliches erscheinen und eine gewisse Laxheit im Grüßen um sich greift. Die treibenden Urheber dieses «Zusammenbruchs der Disziplin» pflegen die sogenannten «abgebrühten Veteranen» zu sein. Die einzige größere Aktion gegen eine gewisse Disziplinlosigkeit wurde in San Francisco unternommen, einem Ort, durch den fast alle auf dem asiatischen Kriegsschauplatz eingesetzten Truppen durchgeschleust wurden. Hier schritt im Februar 1943 Militär- und Marinepolizei einmal in größerem Ausmaß ein.

Als in den Jahren 1946 und 1947 die amerikanische Riesenarmee abgebaut wurde und zahllose Mannschaften auf ihre Entlassung oder Zuteilung zur Reserve zu warten hatten, sank die Mannszucht nicht unerheblich. Seither sind in Deutschland in der amerikanischen Besatzungsarmee wieder etwas strengere, wenn auch durchaus «unpreußische» Grußvorschriften eingeführt worden. A. J. P.

Der brave Soldat Schwejk salutiert

Der brave Soldat Schwejk lernte im Arsenal mit Schießbaumwolle hantieren. Er lud sie in Torpedos. Doch der brave Soldat Schwejk fürchtete sich nicht. Er lebte zwischen Dynamit, Ekrasit und Schießbaumwolle zufrieden wie ein ehrbarer Soldat, und aus der Baracke, wo er die Torpedos mit diesem furchtbarenExplosivstoff lud, drang sein Lied: «Stelle deine Posten, auf die feste Brucken, Piemont, Piemont, wir werden doch hinüberrucken. Hop, hop, hop.»

Und so lebte er zufrieden inmitten der Schießbaumwolle einsam und allein in einer der Baracken des Arsenals.

Eines Tages kam eine Inspektion, die von Baracke zu Baracke ging, um zu schauen, ob alles in Ordnung sei. Als die Inspektionsoffiziere die Baracke betraten, in der der brave Soldat Schwejk mit Schießbaumwolle hantieren lernte, da erkannten sie an den Rauchwolken, die aus seiner Pfeife emporstiegen, daß der brave Soldat Schwejk ein unerschrockener Krieger war.

Als Schwejk die Offiziere sah, stand er auf, nahm vorschriftsmäßig die Pfeife aus dem Mund und legte sie möglichst nahe neben sich, und zwar in ein offenes Stahlfaß mit Schießbaumwolle. Dabei rief er salutierend: «Melde gehorsamst, nichts Neues, alles in Ordnung.»

Der Klügste von der ganzen Gesellschaft war der Herr Oberst. Aus der Schießbaumwolle stiegen kleine Rauchkringel empor, und da sagte er: «Schwejk, weiterrauchen.»

Das war ein kluges Wort, denn es ist entschieden besser, wenn sich eine brennende Pfeife im Mund befindet als in Schießbaumwolle. Schwejk salutierte und erklärte: «Melde gehorsamst, ich werde rauchen.» Er war eben ein gehorsamer Soldat.

«Und jetzt kommen Sie auf die Wachstube, Schwejk!»

«Melde gehorsamst, das geht nicht, weil ich muß hier laut Vorschrift bis sechs Uhr abends bleiben, bis man mich ablösen kommt. Nämlich bei der Schießbaumwolle muß immer jemand sein, damit kein Unglück geschieht!»

Die Inspektion verschwand. Sie raste zur Wachstube, wo die Herren den Auftrag gaben, Schwejk durch eine Patrouille holen zu lassen. Die Patrouille ging ungern, aber doch.

Als sie vor die Baracke kam, wo der brave Soldat Schwejk mitten in der Schießbaumwolle mit der brennenden Pfeife saß, rief der Korporal: «Schwejk, du Lumpenkerl, schmeiß die Pfeife durchs Fenster und komm heraus!»

«Fällt mir nicht ein! Der Herr Oberst hat befohlen, ich soll weiterrauchen, also muß ich weiterrauchen, bis man mich in Stücke reißt.» — «Komm heraus, du Rindvieh!»

«Melde gehorsamst, ich komm nicht heraus. Bis sechs muß ich bei der Schießbaumwolle bleiben, damit nicht ein Unglück passiert. Ich bin ja so vorsich...»

HEINRICH JENNY (1824–1891): *Wilhelm Tell weigert sich, Geßlers Hut zu grüßen.* *Aus der Graphischen Sammlung der Zentralbibliothek Zürich*

Das «tig» sprach er nicht mehr aus. Vielleicht habt ihr auch von der großen Explosion im Arsenal gelesen. Eine Baracke nach der andern flog in die Luft, bis innerhalb dreiviertel Sekunden das ganze Arsenal zerstört war.

In der Baracke, wo der brave Soldat Schwejk mit Schießbaumwolle hantieren lernte, fing es an, und wie ein Grabhügel wölbte sich über diese Stätte ein Wirrwarr von Brettern, Latten, Eisenkonstruktionsteilen, die von allen Seiten geflogen kamen, um dem wackeren Soldaten Schwejk die letzte Ehre zu erweisen.

Drei Tage arbeiteten die Pioniere auf der Trümmerstätte und legten Köpfe, Rümpfe, Arme und Beine zusammen, damit der liebe Gott beim Jüngsten Gericht die Chargen leichter erkennen und sie dementsprechend belohnen könne.

Es war ungeheuer schwierig. Drei Tage räumten sie Bretter, Eisenkonstruktionen von dem Grabhügel Schwejks ab, und in der dritten Nacht, als man in die Trümmerstätte eindrang, hörte man eine angenehme Stimme singen: «Hei, das war ein Schlachten, bei Solferino dorten, Blut floß dort in Fülle, floß an allen Orten. Hop, hop, hop!»

Bei Fackellicht grub man sich zu der Stimme durch, und im Schein der Fackeln gewahrten die Retter eine aus Eisenkonstruktionen und Brettern entstandene Grotte und in einem Winkel derselben den braven Soldaten Schwejk, der, die Pfeife beiseite legend, salutierte und sagte: *«Melde gehorsamst, nichts Neues, alles in Ordnung!»*

Aus dem köstlichen Werk «Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk» von Jaroslaw Hašek, illustriert von Josef Lada (zwei Bände, Büchergilde Gutenberg, Zürich 1949).

Der Druck einer Hand

Von STEFFI BÄCH

«Wer kann es wissen, ob er ihn sicher fühlte?
Warum glauben wir immer, der Mensch würde das Ernsteste und Tiefste ausplaudern, wenn er es begriffen hätte? Wäre es nicht ein Grund mehr, darüber zu schweigen? Warum hören wir nicht auf die Beredsamkeit des Schweigens, wenn wir schon immer wissen wollen? Auch die Gebärde spricht mehr als Worte, weil sie unwillkürlich ist.»

Es ist schon geraume Zeit her, daß ich diesen Satz las, und weiß Gott, warum ich mir damals nicht die Mühe nahm, auch den Verfasser dieser Zeilen aufzuschreiben, nachdem sie mir doch so tiefen Eindruck machten, daß ich sie auf ein Zettelchen notierte?

Daß es sich damals um den Druck der Hand handelte, glaube ich zwar kaum, doch gehört auch dieses Zeichen menschlicher Eigenart hierher, und ich habe seitdem oft versucht, in Gedichtbänden eine kleine Strophe darüber zu entdecken, aber nur selten gelang es mir, eine Andeutung vorzufinden.

Die Hand, an und für sich wie ein exotisches Blatt geformt, ausspriessend vom Stamme des Geschöpfes, niemals gleichartig, überindividuell, mit den Hieroglyphen des Schicksals auf seiner Fläche, muß im Drucke die Silben des verschlossenen Mundes wiedergeben.

Es scheint, als spräche ich über Liebende, beinahe ist es so, und diesmal finde ich den angedeuteten Flügelschlag des Eros von lieblicher Zärtlichkeit in Hermann Hesses Gedicht: *Die Bitte.*

Wenn du die kleine Hand mir gibst
Die so viel Ungesagtes sagt,
Hab' ich dich jemals dann gefragt,
Ob du mich liebst?

Ich will ja nicht, daß du mich liebst,
Will nur, daß ich dich nahe weiß
Und daß du manchmal stumm und leis
Die Hand mir gibst

Nur wenige Gesten sind uns Menschen geblieben, die uns miteinander wortlos verbinden wie der Druck einer Hand. Dennoch wird kaum von ihm gesprochen. Man redet lieber vom Händereichen, Händegeben. Man schüttelt Hände, man legt sie ineinander, man bittet sogar um die Hand, aber der Druck der Hand, diese für den Dritten kaum wahrnehmbare Geste, die folglich auch jeglicher Konvention entgleitet, wird meistens ignoriert. Der moderne Mensch banalisierte sie, entzog ihr die Poesie der Romantik und stempelte sie zum kameradschaftlichen und sportlichen Ausdruck. Wir alle kennen das zur Regel gewordene Händeschütteln, womit sich Sieger und Besiegter voneinander trennen. Oder sollte es dennoch eine neue Bindung werden, ein Bruderzeichen sein? — Der Händedruck im heutigen Leben ist selten geworden; zum Hasten und zur Aktivität des jetzigen Menschen will er kaum mehr passen. Verlangt er doch eine Sekunde des Verweilens und die Erwartung einer gleichartigen Antwort.

Die erste Geste des Kindes, die es mit dem Händchen ausführt, ist Besitzergreifung; der Ausdruck seines Willens und die Kraft, mit der es den hingehaltenen Finger seiner Mutter zum ersten Male ergreift, erregt in ihr, je nach der Stärke seines Druckes, Freude und Bewunderung. Sie empfindet, daß es zu ihr hinstrebt, daß es das Du anfängt zu erfassen. In Kinderzeichnungen finden wir bei der Darstellung der Hand meistens Strahlen, die von einem Mittelpunkte ausgehn, oft mehr als fünf. Das Kind fühlt instinktiv die große Kraft dieses mit langem, beweglichem Stiele versehenen Blattes am Menschen, das ihn vom Unbeweglichen seines Rumpfes trennt; es träumt bereits von der Wucht des Schaffens, die ihm innewohnt. Diese Wucht einer Berührung, die über Abschied und Trennung, über Welten hinweghilft, sich ohne Sprache zum Versprechen, zur Hingabe verdichtet und unvergeßlicher Ansporn wird zur Tat eines andern. Die Stufen des Händedruckes, des Händereichens sind unzählig, und waren sie noch vor Jahrhunderten ausgesprochene Zeichen einer männlichen Denkungsart, so blieben sie heute noch und hauptsächlich in den europäischen Ländern ein Kennzeichen wohlwollender Sitte und werden unwillkürlich ein Ausdruck des Charakters des die Geste Vollstreckenden.

Indem das Händereichen gewöhnlich einer lösenden Bewegung des innern Gefühls entspricht und entgegenkommt, führt es vom egozentrischen Ich eine befreiende Bindung zum Du aus, wie wir sie im Kreis beim Spiele der Kinder und in alten Reigentänzen finden. Es kann der Händedruck zugleich eine kollektive Aeußerung sein und zutiefst eine rein persönliche Sprache des Individuums.

So reicht der von seiner eigenen Wichtigkeit Durchdrungene voller Gunst die Spitzen seiner kalten Hand dem Nächsten, um sie ihm sofort wieder zu entziehen, damit ihre drucklose Berührung dem anderen nichts verrate von seinem wahren Wesen, das getrennt und kalt geworden, gleich einem Skelett nur ein makaberes Leben im Reiche des Schöpfers führt.

Und dagegen der Händedruck des fröhlich Aufgeschlossenen, in dessen Hand man sich geborgen und wohl fühlt! Der Händedruck des Gleichgültigen, den man kaum wahrnimmt und ihn wie den Menschen selbst sofort vergißt! Der Verschüchterte, der Liebende, der um Halt Bittende, sie alle haben ihre eigene Sprache, deren Sensibilität wir unwillkürlich erhaschen.

Jeder in seinem Leben wird sich wohl eines besonderen Händedruckes erinnern, sei es eines ersten, der zusammenführte, sei es eines letzten, der eine entschwindende irdische Bindung liebend betonte. So stand auch ich einmal vor dem Bette eines Jünglings, den Freund Tod gezeichnet hatte und dessen Tage gezählt waren. Es war noch stille, hoffnungsfreudige Heiterkeit in den Worten, die wir wechselten, und die Sonne belebte die Blumen in den Gläsern, und auf den Lippen lag ein Lächeln. Eine zarte, in Schwarz gekleidete Gestalt kam herein, es war die Mutter des einzigen Sohnes. Ich verabschiedete mich vom Kranken und reichte auch der Schattenhaften die Hand. Wir standen an der Türe, deren Klinke ich schon ergriffen hatte, aber der Druck der Mutterhand ließ nicht nach, ich mußte mich losreißen, und erst draußen kam es über mich, daß ich hier in dem Krankenzimmer den ganzen Schmerz der Mutter, ihr Flehen nach Hoffnung, ihre Bitte nach einem Wunder erfahren hatte, ohne auch nur ein Wörtlein mit ihr gesprochen zu haben, denn Worte wären zu deutlich, zu grob gewesen, nur der Druck einer Hand durfte noch seine lautlose Sprache reden.

Ein Schwingfest in Großhöchstetten im Sommer 1950. Der Händedruck vor und nach dem «Gang» gehört zur Sache. Er ist Gruß und Versprechen zugleich, nach den Regeln des Spiels zu kämpfen und die allfällige Niederlage ohne Groll oder Nachträglichkeiten hinzunehmen. *Farbphoto Emil Schulthess*

Rede über die Babys

Gehalten von Mark Twain im November 1879 in Chicago bei dem Festessen, das dort von der Tennessee-Armee ihrem Oberstkommandierenden, General Grant, gegeben wurde.

Ich nehme gern das Wort. Wir haben nicht alle das große Glück, als Frauen auf die Welt gekommen zu sein. Wir sind nicht alle Generäle, Dichter oder Staatsmänner, aber wenn es eine Tischrede auf die Babys gilt, so stehen wir doch wohl ausnahmslos auf dem gleichen Boden. Es ist eine Schmach und eine Schande, daß an die tausend Jahre bei keinem Bankett der Welt des Babys gedacht worden ist, gerade als ob es nicht die mindeste Bedeutung hätte. Wenn Sie mir eine Minute Gehör schenken und über meine Worte nachdenken wollen — wenn Sie sich fünfzig oder hundert Jahre zurückversetzen in die Jugendzeit Ihrer Ehe und sich Ihr erstes Baby vor Augen halten, dann werden Sie sich daran erinnern, daß es sehr viel, ja mehr als sehr viel bedeutete. Sie als Soldaten werden sich daran erinnern, daß Sie sich einer gewissen Resignation fügen mußten, als der kleine Bursche in Ihrem häuslichen Hauptquartier erschien, als er sozusagen das Oberkommando übernahm. Sie wurden sein Putzer, sein Leibgardist. Sie mußten allzeit um ihn herum sein. Und er war kein Kommandeur, der auf Zeit, Entfernung, Wetter oder sonst etwas Rücksicht nahm. Sie mußten seinen Befehl ausführen, ob er Mögliches oder Unmögliches verlangte. In seinem Exerzierreglement gab es nur eine einzige Marschart, und die hieß: Sturmschritt! Er hat es an keiner Frechheit und Respektlosigkeit Ihnen gegenüber fehlen lassen, aber selbst der Tapferste von Ihnen hat kein Wort der Erwiderung gewagt. Sie mögen manchem tödlichen Sturm die Stirn geboten und Stich auf Stich und Hieb auf Hieb zurückgegeben haben, aber wenn er sich in Ihren Schnurrbart krallte, Ihnen das Haar zauste oder Ihnen in die Nase kniff, dann haben Sie stillhalten müssen. Wenn Ihnen der Donner der Schlachten in die Ohren dröhnte, dann haben Sie Ihr Antlitz der feindlichen Batterie zugewandt und sind mit stetem Schritt vorgerückt, aber wenn er sein schreckliches Kriegsgeheul erhob, dann rückten Sie aus und waren glücklich, wenn es Ihnen gelang. Wenn er nach seinen beruhigenden Siruptropfen schrie, haben Sie sich auch nur zu ein paar Randbemerkungen aufzuschwingen gewagt, daß gewisse Dienstleistungen nicht mit der Ehre eines Offiziers zu vereinbaren wären? O nein! Sie sind hübsch aufgestanden und haben sie geholt. Wenn er seine Breiflasche befahl und sie ihm nicht warm genug war, haben Sie widersprochen? O nein. Sie sind geduldig hingegangen und haben sie aufgewärmt. Sie haben sich in Ihrem häuslichen Dienst sogar so weit erniedrigt, daß Sie persönlich einen Schluck von diesem lauwarmen, geschmacklosen Zeug probiert haben, um sich zu überzeugen, daß es auch richtig gekocht war: Drei Teile Wasser auf einen Teil Milch; eine Prise Zucker gegen Brechdurchfall und einen Tropfen Pfefferminz, um dem ewigen Schluckauf den Garaus zu machen. Ich schmecke dieses Zeug noch heute auf meiner Zunge. Und was haben Sie nicht alles noch im Laufe der Zeit lernen müssen! Sentimentale junge Leute pflegen noch immer das alte schöne Wort ernst zu nehmen, das da sagt: Wenn ein Baby im Schlaf lächelt, dann flüstert ein Engel mit ihm. Ein hübsches Wort, aber leider wenig stichhaltig. Meine verehrten Freunde, es ist nichts weiter als Wind im Bauch. Wenn das Baby, wie üblich, nachts um zwei Uhr den Vorschlag macht, spazieren geführt zu werden, sind Sie vielleicht nicht im Nu aufgestanden und haben Sie nicht noch dazu die stillschweigende Erklärung abgegeben, wie Sie sie besser in keinem Katechismus hätten finden können, daß Sie gerade den gleichen Vorschlag hätten machen wollen? Ach ja; er hielt Sie in guter Disziplin. Und wenn Sie dann, nicht gerade in Galauniform, im Zimmer auf und nieder rannten, haben Sie nicht nur höchst unwürdige Babysprache gesprochen, sondern sogar Ihre militärische Stimme zum Singen mißbraucht. «Schlaf, Kindchen, schlaf!» Welch Schauspiel, die Tennessee-Armee bei dieser Tätigkeit zu sehen! Und welch widerwärtige Angelegenheit für die Nachbarschaft, denn es ist nicht jedermanns Sache, um drei Uhr nachts Militärmusik zu hören. Und wenn Sie so an die zwei, drei Stunden fortgefahren hatten und der kleine Wuschelkopf bedeutete, daß er nichts anderes wolle, als daß Sie noch länger exerzierten und mehr Lärm machten — was haben Sie getan? Sie haben ganz einfach nicht aufgehört, bis Ihnen die Puste ausging. Eine seltsame Auffassung, daß ein Baby nicht die mindeste Bedeutung haben soll. Im Gegenteil, ein Baby füllt Haus und Garten völlig mit seiner Person aus. Ein einziges Baby macht mehr Arbeit, als Sie und eine ganze Regierung zu leisten imstande sind. Ein Baby ist unternehmungslustig, nicht zu bändigen und bis zum Platzen voll von höchst gesetzwidriger Lebhaftigkeit; Sie können tun, was Sie wollen, und ihm dennoch keine Grenzen ziehen. Ein Baby macht Arbeit genug für den ganzen Tag. Wer seine fünf Sinne beisammen hat, bete zu Gott, daß ihm keine Zwillinge beschert werden. Zwillinge bedeuten dauernden Aufruhr. Drillinge aber erst sind die reine Revolution. Es ist die höchste Zeit, meine ich, daß ein Festredner die wahre

ZEICHNUNG VON

Büebli, gib s'Händli.
Nei.
Säg schön Grüezi zur Tante!
Nei.
Wotsch ächt s'Händli gäb!
Nei.
Böse Bueb! Gisch es ächt!
Nei! Uäh!

Bedeutung der Babys anerkennt. Vergessen Sie nicht, was uns bevorsteht, wenn die jetzige Saat reift. Wenn wir in fünfzig Jahren wohl alle tot sein werden, wird unsere Fahne (hoffen wir, daß sie den Tag erlebt!) über einer Republik flattern, die nach den Berechnungen der Bevölkerungsstatistik zweihundert Millionen Seelen zählen wird. Unser Staatsschiff wird dann einem ungeheuren Leviathan gleichen, und die Babys, die heute noch in der Wiege liegen, werden dann auf Deck sein. Wir wollen sie gut erziehen, denn wir haben ihren Händen etwas Großes zu übergeben. Unter den drei bis vier Millionen Wiegen, die heute in unserem Lande geschaukelt werden, sind gewiß gar manche, die die ganze Nation als heilige Reliquien gern Jahrzehnte lang aufbewahren würde, wenn sie schon jetzt bezeichnet werden könnten. In einer dieser Wiegen liegt zu dieser Stunde gewiß der zukünftige große Nelson und zahnt. Und stellen Sie sich vor, wie er in seine Schreie eine ganze Welt todernster, zwar noch unartikulierter, aber darum doch höchst berechtigter Unmenschlichkeit hineinlegt. Und in einer anderen Wiege schaut der kommende, berühmte Astronom blinzelnd mit noch schwachem Interesse empor zu den Sternen der Milchstraße, und der arme kleine Kerl fragt sich dabei neugierig, was wohl aus der anderen Milchstraße geworden ist, die man Amme nennt. Und noch in einer anderen Wiege liegt der große Historiker der Zukunft, der einst lügen und lügen wird, bis daß seine irdische Mission beendet ist, und wieder in einer anderen Wiege mag sich ein kommender Präsident mit dem tiefen Problem beschäftigen, welches Unheil so früh sein Haar gebleicht hat, und in einer unendlichen Zahl weiterer Wiegen liegen jetzt einige sechzigtausend Arbeitslose der Zukunft, die ihn einmal zwingen werden, das gleiche, uralte Problem wiederum zu bewältigen. Und in noch einer anderen Wiege, irgendwo unter dem Sternenbanner, liegt der zukünftige Generalissimus unserer Armee, noch so wenig bedrückt von kommenden Würden und Verantwortlichkeiten, daß er all sein strategisches Denken dazu verwendet, irgendeinen Weg zu finden, auf dem er die große Zehe in den Mund bringen kann — ein Heldenstück, dem vor etwa sechsundfünfzig Jahren (ich will damit keine Respektlosigkeit äußern) auch der hohe Gast dieses Abends seine ganze Aufmerksamkeit zuwandte. Und wenn es wahr ist, daß sich im Kinde prophetisch der Mann kündet, dann wird wohl kaum einer etwas gegen den Rückschluß einzuwenden haben, daß es ihm damals erfolgreich geglückt ist!

Reisesegen einer jungen Frau für ihre weite Fahrt

Ziehn in die Ferne
Sprühende Räder,
Andere Sterne
Lernet ein jeder,
Lernest auch du.

Fliehn auf Geleisen
Bebende Wagen,
Ewiger Reisen
Uralte Sagen
Hörest auch du.

Fahr nur im warmen
Schimmer des Glückes,
Lieb und Erbarmen
Unsres Geschickes
Lassen dich nicht! —

Fliehn auf Geleisen
Bebende Wagen, —
Kindliche Weisen
Wollen dich tragen, —
Fürchte dich nicht!

Richard B. Matzig

Aus dem im Artemis-Verlag, Zürich, demnächst erscheinenden Gedichtband «Der enthüllte Stern»

Gruß *Von E. W. Eschmann*

Der Mann auf dem Feldweg zur Garage sagte «Guten Abend» zu mir. Ich erwiderte im Vorbeigehen den Gruß freundlich, wie man es eben so tut. Aber dann wurde ich aufmerksam.

In diesem einfachen «Buona sera» lag noch etwas anderes als der Landesbrauch, etwas Kameradschaftliches war darin, ein gewisses Einverständnis, zu gründlich und zu allgemein für Worte, zumal sich das, worum es ging, auch gar nicht näher bezeichnen ließ.

Wir kennen uns nicht, hieß es ungefähr. Ich arbeite auf dem Acker, und du gehst hier an den Drahtzäunen entlang.

Aber in Wahrheit sind wir beide mit derselben Sache beschäftigt, wir könnten sie nicht nennen, aber sie ist da.

EDGAR DEGAS (1834–1917): *Selbstbildnis grüßend, um 1862. 91×72 cm.*

Sammlung C. S. Gulbenkian, London, deponiert in der National Gallery

Par Gavarni.

Dépêche Télégraphique.

Les lettres de l'ancienne.

Chez Bauger R. du Croissant 16

Imp. J. Aubert

Zwei Lithographien von Gavarni (1804—1866) aus dem Cabinet des Estampes der Bibliothèque Nationale Paris

MAX HUNZIKER: *Weine nicht, Mutter. Tuschzeichnung 1937. Privatbesitz Zürich*

Das Gänsekind Martina

Von KONRAD LORENZ

Heute war der große Tag. Neunundzwanzig Tage lang hatte ich auf meinen zwanzig kostbaren Wildganseiern gebrütet. Das heißt, selbst gebrütet hatte ich nur die letzten zwei Tage, die vorher hatte ich mich auf eine dicke, weiße Hausgans und eine ebenso dicke und weiße Truthenne verlassen, die das viel lieber und sachgemäßer taten als ich. Erst für die beiden letzten Tage also hatte ich der Truthenne die zehn mattweißen Eier weggenommen und in meinen Brutapparat gelegt. (Die Hausgans mußte mit ihren zehn selbst fertig werden.) Ich wollte nämlich das Schlüpfen der Kinder genau überwachen. Und nun war es so weit.

Wichtige Dinge müssen in so einem Wildgansei vor sich gehen. Legt man das Ohr daran, hört man es drinnen knacken und murksen, und jetzt, ja, jetzt hörst du ganz deutlich ein leises, süß flötendes «Piep». Erst eine Stunde später hat das Ei ein Loch, und in diesem Loch sieht man das erste, was vom neuen Vogel zu sehen ist: die Nasenspitze mit dem daraufsitzenden Eizahn. Die Bewegung des Kopfes, mit welcher der Eizahn von innen her gegen die Eihülle gedrückt wird, bewirkt nicht nur ein Aufknacken der Schale, sondern hat auch eine Bewegung des zusammengerollt darin liegenden Vögelchens zur Folge, das sich auf diese Weise langsam und ruckweise um die Längsachse des Eies dreht. Der Eizahn bewegt sich also auf einem «Parallelkreise» innen an der Eischale entlang und bricht auf dieser Linie eine zusammenhängende Reihe von Lücken, bis schließlich, wenn der Kreis geschlossen ist, das ganze stumpfe Ende der Eischale von einer Streckbewegung des Halses abgehoben werden kann.

Mühselig und langsam befreit sich der lange Hals, der das schwere Köpfchen noch nicht frei zu tragen vermag. Noch bleibt auch der Nacken steif abwärts gekrümmt in der embryonalen Stellung, in der er entstanden ist und die er innegehabt hat, seit er überhaupt existierte. Weitere Stunden dauert es, bis die Gelenke sich strecken und geschmeidig werden, die Muskeln erstarken und die Organe des Labyrinths funktionieren, die das Gleichgewicht erhalten, bis es für die kleine Gans erstmalig ein Oben und ein Unten gibt und das Kind seinen Kopf frei und aufrecht tragen kann.

Meine erste kleine Graugans war also auf der Welt, und ich wartete, bis sie unterm elektrischen Heizkissen, das den wärmenden Bauch der Mama ersetzen mußte, so weit erstarkt war, daß sie den Kopf aufrecht zu tragen und ein paar Schrittchen zu gehen imstande war.

Den Kopf schief gestellt, sah sie mit großem, dunklem Auge zu mir empor. Mit *einem* Auge, denn, wie die meisten Vögel, fixiert auch die Graugans, will sie etwas ganz genau sehen, einäugig. Lange, sehr lange sah mich nun das Gänsekind an. Und als ich eine Bewegung machte und ein kurzes Wort sprach, löste sich mit einem Male die gespannte Aufmerksamkeit und die winzige Gans *grüßte:* mit weit vorgestrecktem Hals und durchgedrücktem Nacken sagte sie ganz schnell und vielsilbig den graugänsischen Stimmfühlungslaut, der beim kleinen Kücken wie ein feines, eifriges Wispern klingt. Sie grüßte genau, aber auch schon haargenau so, wie eine erwachsene Graugans und wie sie es noch tausende Male in ihrem Leben tun wird. Sie grüßte aber auch so, als *hätte* sie schon tausendmal in genau derselben Weise gegrüßt. Selbst der beste Kenner dieser Zeremonie hätte ihr nicht ansehen können, daß sie es soeben zum allerersten Male in ihrem Gänseleben tat. Noch wußte ich nicht, welch schwere Verpflichtungen ich damit auf mich genommen hatte, daß ich der Musterung des dunklen Aeugleins standgehalten und mit einem unbedachten Wort die erste Begrüßungszeremonie ausgelöst hatte.

Ich wollte nämlich die von der Truthenne ausgebrüteten Gänsekücken nach dem Schlüpfen der erwähnten Hausgans anvertrauen, die zwar nur zehn Eier ausbrüten, aber sehr wohl zwanzig Gänschen führen konnte. Als mein Kücken «fertig» war, waren eben unter der Hausgans drei weitere geschlüpft. Ich trug mein Kind in den Garten, wo die dicke Weiße in der Hundehütte saß, aus der sie den rechtmäßigen Besitzer, Wolfi den Ersten, rücksichtslos vertrieben hatte. Ich steckte mein Gänsekind tief unter den weichen warmen Bauch der Alten und war überzeugt, das Meinige getan zu haben. Aber da blieb wohl noch viel zu lernen.

Es dauerte ein paar Minuten, während deren ich in beglückter Meditation vor dem Gänsenest sitzenblieb, da ertönte unter der Weißen hervor, wie fragend, ein leises Wispern: Wiwiwiwiwi? Sachlich und beruhigend antwortete die alte Gans mit demselben Stimmfühlungslaut, nur in ihrer Tonlage: gangangangang. Doch anstatt sich daraufhin zu beruhigen, wie jedes vernünftige Gänsekind getan hätte, kam meines rasch unter dem wärmenden Gefieder hervorgekrochen, sah mit einem Auge empor, der Pflegemutter ins Gesicht und — lief laut weinend von ihr weg: pfühp ... pfühp ... pfühp ... So etwa klingt das «Pfeifen des Verlassenseins» der kleinen Graugans, das allen Jungen nestflüchtender Vögel in irgendeiner Form zu eigen ist.

Hoch aufgerichtet, ununterbrochen laut pfeifend, stand das arme Kind auf halbem Wege zwischen der Gans und mir. Da machte ich eine kleine Bewegung — und schon war das Weinen gestillt und das Kind kam, mit lang vorgestrecktem Halse, eifrigst grüßend auf mich zu: wiwiwiwiwi... Das war gewiß rührend, aber ich hatte nicht die Absicht, Gänsemutter zu spielen. Ich packte also das Kind, steckte es wieder tief unter den Bauch der Alten und lief davon. Ich kam keine zehn Schritte weit, da hörte ich schon hinter mir: pfühp... pfühp... pfühp... und das arme Kind kam verzweifelt gelaufen. *Stehen* konnte es noch nicht, nur auf den Fersen sitzen, auch bei langsamem Gehen war es noch ganz unsicher und wackelig. Aber unter dem Druck der Not hatte es doch schon die Bewegungsweise des schußartigen, ganz

schnellen Laufens in seiner Gewalt. Bei manchen Hühnervögeln ist dieselbe, merkwürdige und doch zweckmäßige Reihenfolge im Heranreifen verschiedener Bewegungsweisen noch ausgesprochener. Vor allem kleine Rebhühner und Fasane können viel früher laufen als langsam gehen oder stillstehen.

Es hätte einen Stein rühren können, wie das arme Kind mit überschnappendem Stimmchen weinend hinter mir herkam, stolpernd und sich überkugelnd, aber mit erstaunlicher Geschwindigkeit und einer Entschlossenheit, deren Bedeutung nicht mißzuverstehen war: ich, nicht die weiße Hausgans, sei ihm Mutter! Seufzend schulterte ich mein Kreuzchen und trug es ins Haus zurück. Obwohl es damals nur hundert Gramm wog, wußte ich sehr genau, wie schwer es zu tragen sein würde, wieviel ehrliche Arbeit und wieviel Zeit es kosten würde, es würdig zu tragen.

Ich tat, als hätte ich die kleine Gans adoptiert, nicht sie mich. Das Gänsekind erhielt in feierlicher Taufe den Namen Martina.

Der Rest des Tages verging mir, wie er eben einer Gänsemutter zu vergehen pflegt. Wir gingen auf eine Wiese, zartes junges Gras weiden, und es gelang mir, mein Kind davon zu überzeugen, daß gehacktes Ei mit Brennesseln ein gutes Essen ist. Und dem Kinde seinerseits gelang es, mir überzeugend beizubringen, daß es, wenigstens vorläufig, völlig ausgeschlossen sei, auch nur eine Minute von ihm wegzugehen und es allein zu lassen. Es geriet nämlich dann sofort in eine so verzweifelte Angst und weinte so herzzerreißend, daß ich nach einigen Versuchen klein beigab und ein Umhängekörbchen baute, in welchem ich es dauernd bei mir tragen konnte. Schlief das Kind, war es mir wenigstens möglich, mich in der Zwischenzeit frei zu bewegen.

Es schlief nie lange in einem Zuge durch, was mir während des ersten Tages nicht weiter auffiel. Wohl aber während der Nacht. Für die Nacht hatte ich meinem Gänsekind eine wunderbare elektrisch gewärmte Wiege bereitgestellt, die schon manchen Nestflüchterkindern die wärmende Mutterbrust ersetzt hatte. Als ich ziemlich spät abends meine kleine Martina unter das Wärmekissen schob, sagte sie sofort zufrieden das sehr rasche Wispern, das bei jungen Gänsen Ausdruck der Einschlafstimmung ist und wie «wirrrrrr» klingt. Ich stellte die Kiste mit der Wärmewiege in eine Ecke des Zimmers und kroch selbst ins Bett. Eben als ich daran war einzuschlafen, hörte ich, wie Martina leise und verschlafen noch einmal «wirrrrrr» sagte. Ich rührte mich nicht. Da kam, etwas lauter und wie fragend, der Stimmfühlungslaut: wiwiwiwi? Selma Lagerlöf, deren herrliches Buch vom kleinen Nils Holgerson meine Kindheit so sehr beeinflußt hat, trifft die Bedeutung des Stimmfühlungslautes mit genialer Einfühlung, wenn sie ihn mit «hier bin ich, wo bist du?» übersetzt. Wiwiwiwiwi? — hier bin ich, wo bist du? Ich antwortete immer noch nicht, wühlte mich tiefer in die Kissen und hoffte inständig, daß das Kind wieder einschlafen würde. Aber nein. Wiwiwi — noch Stimmfühlungslaut, jedoch mit einer bedrohlichen Beigabe vom Pfeifen des Verlassenseins, hier bin ich — wo bist du? mit herabgezogenen Mundwinkeln und nach außen gerollter Unterlippe, das heißt bei der Gans mit lange aufgerichtetem Hälschen und gesträubtem Kopfgefieder. Und im nächsten Augenblick ging es los, scharf und durchdringend: pfühp... pfühp... Ich mußte heraus aus dem Bett und hinüber zur Kiste. Martina empfing mich beglückt und grüßend: wiwiwiwiwiwi, es wollte kein Ende nehmen vor Erleichterung darüber, daß sie nicht mehr in Nacht und Nebel allein war. Ich schob sie sanft unter das Wärmekissen: wirrrrrr, wirrrrrr, sie entschlummerte sofort und programmgemäß. Ich tat das gleiche.

Aber nach kaum einer Stunde, etwa um halb elf, kam aufs neue das fragende Wiwiwiwiwi, und der eben geschilderte Vorgang wiederholte sich getreulich. Und um viertel vor zwölf noch einmal. Und um ein Uhr wieder. Da raffte ich mich um viertel vor drei zu einer durchgreifenden Veränderung der Versuchsanordnung auf. Ich packte die Wiege und stellte sie in Griffweite neben das Kopfende meines Bettes. Als um halb vier Uhr voraussagegemäß wieder das fragende «hier bin ich — wo bist du?» kam, antwortete ich in gebrochenem Graugänsisch: gangangang und klopfte ein wenig auf das Heizkissen. Wirrrrrr, sagte Martina, ich schlafe schon, gute Nacht. Ich habe es bald gelernt, ohne aufzuwachen, gangangang zu sagen. Ich glaube, ich würde heute noch so antworten, wenn ich fest schlafe und jemand sagt leise zu mir: wiwiwiwi?

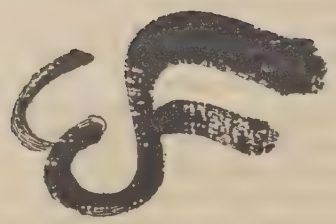
Am frühen Morgen allerdings, als es hell wurde, nützte auch mein Gangangang und Beklopfen des Kissens nichts mehr. Martina merkte bei Tageslicht, daß das Kissen nicht ich sei, wollte zu mir und weinte. Was tun, wenn das reizende, heißgeliebte Menschenkindchen um halb fünf Uhr früh plärrt? Ganz richtig, du holst es mit einem Griff zu dir ins Bett mit der leisen Bitte zum Himmel, der Engel da möge wenigstens noch eine Viertelstunde ruhig weiterschlafen. Und er tut es auch. Und du schläfst genießerisch wieder ein und schlummerst, bis, ja bis es an deiner Seite feucht und kühl wird... Diese nachteiligen Folgen traten bei meiner kleinen Martina *nie* ein. Solange eine junge Gans sich nämlich im Seelenzustand des «Bei-der-Mutter-untergekrochen-Seins» befindet, ist sie verläßlich zimmerrein. Wacht sie jedoch auf und will aufstehen, dann muß man sie allerdings schleunigst aus dem Bett entfernen.

Martina war überhaupt ein wunderbar braves Kind. Daß sie nicht einen Augenblick allein sein konnte, war nicht Eigensinn. Man muß bedenken, daß es für einen derartigen Jungvogel normalerweise in freier Wildbahn den sicheren Tod bedeutet, wenn er Mutter und Geschwister verliert. Es ist biologisch sinnvoll, daß ein solches verlorenes Schäfchen weder an Essen noch an Trinken oder Schlafen denkt, sondern jeden Funken Energie, bis zur völligen Erschöpfung, für Hilferufe aufwendet, die es vielleicht die Mutter wiederfinden lassen.

Hat man mehrere junge Wildgänse, die aneinander einen gewissen Anschluß haben, so gelingt es bei einiger Strenge, sie ganz allmählich ans Alleinsein zu gewöhnen. Ein einzelnes Tier dagegen würde sich buchstäblich zu Tode weinen.

Diese tief instinktmäßige Abneigung gegen das Alleinsein band Martina fest an meine Person. Martina folgte mir überallhin und war vollkommen zufrieden, wenn ich am Schreibtisch arbeitete und sie sich unter meinem Sessel hinlegen durfte. Sie war gar nicht lästig; es genügte ihr, wenn ich mit einem unartikulierten Grunzen antwortete, sooft sie mit ihrem Stimmfühlungslaut anfragte, ob ich noch da und am Leben sei. Am Tage tat sie das alle paar Minuten, nachts etwa jede Stunde. Ich möchte den Menschen kennen, oder besser, ich möchte ihn *nicht* kennenlernen, den die Anhänglichkeit eines derartigen Gänsekindes nicht entzückte und rührte: wie solch ein lebendes Riesen-Salweidekätzchen gemessenen Schrittes, mit der allen Gänsen eigenen drolligen Würde hinter dir herwandelt, oder, gehst du zu schnell, angestrengt und mit weit ausgebreiteten Flügelärmchen nachgerannt kommt. Rührend, wenn auch zugleich nervensägend, wie das «Rabääääh» des menschlichen Säuglings, ist das Pfeifen des Verlassenseins, das sofort ertönt, gehst du auch nur einen Augenblick aus dem Zimmer; noch rührender und ohne Nervensäge, die aufgeregte Freude, erscheinst du wieder, die intensive Begrüßung, die nicht enden will.

Aus: «Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen». Verlag Dr. G. Borotha-Schoeler, Wien 1949



Vor zwei Wochen wurde die «Lesende» von Eugen Früh abgeholt. Es ist immer traurig, wenn ein Bild weggetragen wird, wenn etwas, das man liebt, die Wohnung verläßt, das nicht zu den Wänden und Möbeln gehört, sondern zum ureigensten Leben. Die Rückkehr steht im Ungewissen der Zukunft. Wie jede Reise. Daß wir auf Reisen gehen, ist selbstverständlich, daß ein Bild verreist: dies ist aufregend und störend. Nun steht die Wand leer. Ein kleines Bild hing während einiger Tage an Stelle der «Lesenden», doch es sah armselig aus und fremd. Solche Bilder lassen sich nicht ersetzen, so wenig wie Freunde.

Ich kann mir das Zimmer und unsere Tage nicht mehr vorstellen ohne dieses Bild, ohne die innere Größe — bei bescheidenem Format —, die es ausstrahlt. Denn darauf kommt es an: daß es nicht nur beim Sichtbaren bleibt, sondern aus sich selbst herauswächst und das Geheimnis des Schöpferischen, welches der Maler hineinlegte und begann, weiter vermittelt, in fühlbarer Steigerung. Eugen Frühs Bilder haben diese Kraft. Ihre Bewegtheit ist nicht Skizze, nicht Anfang und nur Ansatz, vielmehr höchste Bewegung, Mitte und Steigerung, und was bei oberflächlichem Beschauen als hingeworfen gelten könnte, ist seine gewollte, erkämpfte und erarbeitete höchst eigene Form der Gestaltung. In seinem Atelier, in der Mitte von Zürichs Altstadt, entstehen die meisten seiner Bilder. Was er auf Reisen, in Frankreich, Italien und der Schweiz immer wieder sieht und erlebt, findet dort, zwischen vier Wänden, seinen farbigen und geistigen Niederschlag.

Wer die Bilder Eugen Frühs aus der Nähe betrachtet, wird erfahren, wie viele Schichten von Farben und Töne ein feuchtes Blau oder ein dunkles Olivgrün tragen, und er wird staunen über die letzte und wunderbare Einfachheit des verwirklichten Bildes und die Fähigkeit einer Kristallisierung, bei allem Fließen von Licht und Form.

Margot Schwarz

Beilage: Zeitgenössisches Schaffen, Blatt 34. **Eugen Früh**: Lesende. 56×46 cm. Privatbesitz Zürich. Schweizerische Monatsschrift «Du». Verlag Conzett & Huber Zürich

Der tote Jacob Burckhardt grüßt Tote und Lebende

Nach alter Basler Sitte hat auch Jacob Burckhardt eine Totenrede auf sich selbst verfaßt. Sie wurde als ein letzter, weit umfassender Dankesgruß, von jenseits der großen dunklen Schwelle zurück ins Reich der Lebenden gerichtet, im August 1897 am Grabe verlesen.

Der Schreiber dieser Zeilen, Jacob Christoph Burckhardt, wurde zu Basel am 25. Mai 1818 geboren, als das vierte Kind des damaligen Obersthelfers, späteren Antistes (ersten Münsterpfarrers) Jacob Burckhardt und seiner Gattin Margarete Susanne geborene Schorendorf. Das Familienleben, in dem er aufwuchs, war ein überaus glückliches; noch in sehr früher Jugend aber traf ihn mit dem Tode der lieben Mutter, den 17. März des Jahres 1830, in welchem Jahr das Haus auch durch Krankheit heimgesucht war, das erste Leid im Leben.

So machte sich bei ihm schon frühe der Eindruck von der großen Hinfälligkeit und Unsicherheit alles Irdischen geltend und bestimmte seine Auffassung der Dinge bei all seiner sonst zur Heiterkeit angelegten Gemütsart, wahrscheinlich einem Erbe seiner seligen Mutter. Auch wurde Schreiber dieses frühe inne, daß es ihm bei manchen Anlässen nicht schlimmer und oft besser ging als andern, welche in ähnlicher Lage waren.

Den Schulen von Basel ist er schon Dank schuldig dafür, daß er sich nicht überarbeiten mußte und keinen Haß gegen das Lernen faßte, sodann ganz besonders für diejenige Grundlage in den alten Sprachen, welche ihm in allen Zeiten seines Lebens die Vertrautheit mit dem Altertum möglich gemacht hat.

Nach Absolvierung des Pädagogiums folgte 1836/37 ein dreivierteljähriger Aufenthalt in Neuenburg, wo ihm der Eingang in die französische Gedankenwelt eröffnet und eine zweite geistige Heimat bereitet wurde.

Auf den Wunsch des seligen Vaters begann er hierauf an der hiesigen Universität das Studium der Theologie und widmete demselben die vier Semester vom Frühling 1837 bis 1839, worauf ihm der Uebergang zur Geschichtswissenschaft vom seligen Vater ohne Widerstand gestattet wurde. Er hat später seine Beschäftigung mit der Theologie unter Lehrern wie De Wette und Hagenbach niemals bereut oder für verlorene Zeit erachtet, sondern für eine der wünschenswertesten Vorbereitungen gehalten, welche dem Geschichtsforscher zuteil werden können. Nachdem das letzte Semester in Basel bereits dem neuen Studium angehört hatte, bezog er im Herbst 1839 die Universität Berlin, welcher er bis zum Frühling 1843 angehörte, mit Ausnahme des in Bonn zugebrachten Sommersemesters 1841.

Nicht sehr systematisch, sondern im wechselnden Angriff von verschiedenen Seiten her suchte er sich seiner nunmehrigen Fachwissenschaft zu bemächtigen. Er hatte das Glück, für Rankes Seminar zwei umfangreichere Arbeiten zu liefern und die Zufriedenheit des großen Lehrers als Lohn zu empfangen.

Außer der Geschichte hatte ihn aber auch die Betrachtung der Kunst von jeher mächtig angezogen, und neben den reichen geistigen Anregungen jeder Art, welche Berlin ihm gewährte, waren die dortigen Museen von Anfang an für ihn eine Quelle des Lernens und des ersehnten Genusses. Es wurde ihm die Lehre und der nahe Umgang Franz Kuglers zuteil, welchem er im wesentlichen seine geistige Richtung zu verdanken haben sollte. Eine edle Persönlichkeit öffnete ihm Horizonte weit über die Kunstgeschichte hinaus.

Nach einem längeren Aufenthalt in Paris habilitierte er sich 1844 an unserer Universität als Dozent der Geschichte und erhielt 1845 den Titel eines außerordentlichen Professors. Vom Frühling 1846 an folgte wieder eine zweijährige Abwesenheit zum Zwecke von Studien und literarischen Arbeiten in Berlin und Italien. Der Geschichte und den Denkmälern dieses Landes hat er auch weiterhin nach bestem Vermögen seine Kräfte geweiht und dies nie zu bereuen gehabt. Im Frühling 1848 trat er sein hiesiges Amt wieder an, jetzt zugleich als Lehrer der Geschichte an der realistischen Abteilung des Pädagogiums... Eine entscheidende Wendung trat für ihn ein durch die Berufung als Professor der Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum, welches Amt er im Herbst 1855 antrat.

Der Aufenthalt in Zürich, an einer neu beginnenden Anstalt gewährte ihm Anregungen und Erfahrungen aller Art; auch war ihm jetzt ruhige Arbeit nach bestimmten Zielen gegönnt. Im Frühling 1858 folgte er dem Rufe an die hiesige Universität, welcher er seither als ordentlicher Professor der Geschichte angehörte. Der selige Vater hat noch die vollständige Rehabilitation seines Sohnes erleben dürfen.

Die Jahrzehnte, welche er in diesem Amte verlebte, sind die glücklichsten seines Lebens geworden. Eine feste Gesundheit erlaubte ihm, sich ungestört seinen Aufgaben zu widmen, ohne eine einzige Stunde aussetzen zu müssen bis zu einem Unfall im Jahre 1891. Auch in anderen Beziehungen verfloß sein Dasein jetzt fast ungetrübt. Nachdem in den ersten Jahren die Ausarbeitung unternommener Schriftwerke beendigt war, lebte er ausschließlich seinem Lehramt, in welchem die beharrliche Mühe durch ein wahres Gefühl des Glückes aufgewogen wurde. Die Aufgabe seines akademischen Lehrstuhls glaubte er, den Bedürfnissen einer kleineren Universität gemäß, weniger in der Mitteilung spezieller Gelehrsamkeit erkennen zu sollen, als in der allgemeinen Anregung zu geschichtlicher Betrachtung der Welt. Eine zweite Tätigkeit, der Unterricht am Pädagogium (zuerst an den zwei oberen, dann nur noch an der obersten Klasse), welche ihm ebenfalls zu einer beständigen Freude gereichte, wurde — ungerne — teilweise und endlich völlig aufgegeben, um dafür an der Universität neben der Geschichte noch ein möglichst vollständiges Pensum der Kunstgeschichte zu übernehmen, so daß in den Jahren 1882 bis 1886

die akademische Verpflichtung wöchentlich zehn Stunden betrug. Endlich ist Schreiber dieses auch häufig vor dem Publikum unserer Stadt aufgetreten, anfangs mit eigenen Zyklen von Vorträgen, später in der Reihe der allgemeinen Unternehmungen dieser Art, welche teils in der Aula, teils im Bernoullianum stattfinden.

Möge die wohlwollende Erinnerung der ehemaligen Studierenden der Universität Basel, die seine Zuhörer waren, der Schüler des Pädagogiums und der Zuhörerschaft der Wintervorträge ihm über das Grab hinaus gesichert bleiben; er hat dies Amt in seinem ganzen Umfang stets hochgehalten und daneben auf literarische Erfolge von Herzen gerne verzichtet. Ein bescheidener Wohlstand hat ihn in der späteren Zeit davor bewahrt, um der Honorare willen schreiben zu müssen, und in der Knechtschaft buchhändlerischer Geschäfte zu leben ...

Ueber den Gruß

Von E. W. ESCHMANN

Der Gruß ist ein Urphänomen, wie die Liebe, die Freundschaft, die Geburt, der Tod. Bereden läßt es sich wohl, aber nicht erklären. Er kann auf allen menschlichen Ebenen vollzogen werden, von dem hohen heiligen Gruß, der die Erfüllung eines ganzen Lebens bringt, bis zu dem gleichgültigen Zunicken zweier Geschäftsleute, die zur selben Stunde ins Büro kommen. Ihn einseitig auf bestimmte Gründe und Zwecke zurückführen zu wollen, heißt dem Gruß Unrecht tun. Wie bei allen Urphänomenen gilt es, ihn im Kreis zu umschreiten und von immer neuen Seiten zu betrachten, damit wir die unzählbar vielen Facetten seiner Bedeutung ahnen. In einer Epoche wie der unseren, in der alles «sozial» sein soll, alles fast ausschließlich auf das Verhältnis der Menschen untereinander bezogen wird, tritt erklärlicherweise das Gesellschaftliche des Grußes in den Vordergrund. Man erblickt in ihm vor allem den Respekt vor dem anderen.

Zu den Höheren, denen die Ehrerbietung im Gruß und der erste Gruß gehört, zählt in der westlichen Kultur zuvörderst die Frau, und zwar unabhängig von ihrer gesellschaftlichen Stellung. Kein Geringerer pflegte das zu betonen als Ludwig XIV., wenn er in den Gängen des Versailler Palastes zufällig der ältesten und häßlichsten Kammerfrau begegnete oder bei seinen Ausfahrten einer Bäuerin. Dann zog er zum Erstaunen seiner Hofleute den federwallenden Hut. Die besondere Ehre, die im Gruß der Frau erwiesen wird, geschichtlich eine Errungenschaft der ritterlichen Kultur der Provence, die sich dann auf den Adel Europas und schließlich auf alle Stände ausdehnte, entspricht einem tiefen Zug der westlichen Kultur, nämlich in der Frau ein begnadeteres Wesen zu erblicken, das den Ursprüngen, dem Göttlichen, näher steht. Dieser Charakterzug der westlichen Kultur, schon auf vorchristliche Zeiten zurückgehend, hält sich weiter in Zeiten, die ihm äußerlich widersprechen, weil sie der Frau sozial, juristisch und beruflich gleiches Recht mit dem Mann geben.

Der rein soziale Gruß ist leicht, wenn eine vorgegebene Rangordnung der Ehrerbietung und des Alters ihn abstuft. So zwischen Herr und Dame, Lehrer und Schüler, Aelterem und Jüngerem. Am konventionellsten, was keine Herabsetzung zu bedeuten braucht, ist er gegenüber dem Vorgesetzten. Hier ist er tatsächlich nur eine bloße Form, in die alles gelegt werden kann, von der Anerkennung einer vorhandenen Persönlichkeit bis zur verhüllten Nichtachtung. Denn hier wird, was so viele Vorgesetzte zu vergessen lieben, zunächst nicht ein bestimmter Mensch, sondern die Stellung, der Rang, die Uniform gegrüßt. Das Menschliche mag dann hinzutreten und tut es auch glücklicherweise zumeist.

Recht eigentlich kunstvoll wird der Gruß im gesellschaftlichen Bereich, wenn seine Ordnungen nicht durch die Unterschiede von Alter, geistiger und sozialer Stellung festgelegt sind, sondern im Augenblick neu geschaffen werden müssen. Hier liegt einer der schönsten Momente wahrer Kultur, wenn der in einen Raum Eintretende sein Grüßen nach den Regeln einer unsichtbaren Sitte formt, die sich gewiß halb aus Konvention, zur anderen Hälfte aber doch aus Herzenshöflichkeit zusammensetzt. Es ist die Kultur des gesellschaftlichen Vollzuges, die sich dann zeigt. Ihren Höhepunkt hatte sie im Barock und im Rokoko; erfreulicherweise ist sie noch nicht untergegangen.

Wohl mögen die Puritaner des Grußes gegen Uebertreibungen wettern. Sie haben ihr Ziel ja fast erreicht, da der moderne Gruß schon im Vergleich zum Anfang dieses Jahrhunderts oder gar gemessen an der zeremoniellen Kultur des Ostens flüchtig ist und nach möglichster Unverbindlichkeit strebt. Aber es ist im Grunde doch eine rührende Anekdote, daß ein deutscher Gesandter in Bagdad von den Engländern gefangengenommen wurde, während sein Flugzeug schon startbereit surrte, weil er den Morgengruß seines arabischen Gärtners erwiderte. Unangenehm wirkt es, wenn der Gruß durch Vergessen seiner umgebenden Ordnung übertrieben und dadurch aufgelöst wird.

Alle Beziehungen, die lediglich zwischen Menschen schwingen, sind doppelsinnig. In der Liebe kann sich schon die Feindschaft verbergen, in der Feindschaft eine beginnende Nähe. Das verraten gerade unsere Grußformen, die alle, worauf uns die Kulturhistoriker hinzuweisen nicht müde werden, etwas Zweideutiges haben; etwas, das an einen möglichen oder eben abgeschlossenen Kampf erinnert. Wir lassen jemand den Vortritt. Das geschieht aus Respekt, aber ursprünglich wohl auch, damit er uns nicht von hinten anfällt. Wir schütteln die Hand, aber vielleicht anfänglich nicht nur, um uns mit dem zu Begrüßenden leiblich zu berühren, sondern zunächst, um zu zeigen, daß wir in unserer Rechten keine Waffe haben. Selbst in der harmlosen Geste des Hutabnehmens steckt noch ein ritterlicher Zug, nämlich das Lüften des Visiers, dem das Abnehmen des Helmes folgt. Man beweist seine Friedfertigkeit und ehrt den anderen, indem man sich ihm schutzlos darbietet.

Jeder Gruß, soziologisch gesehen, bedeutet die Schöpfung einer Gemeinschaft oder beruft sich auf eine solche. Selbst der Gruß, mit dem die todgeweihten Gladiatoren Spätroms in die Arena einziehen, «Ave, Caesar, morituri te salutant», «Heil, Caesar, die Todgeweihten grüßen dich!», setzt noch einen Zusammenhang voraus, wenn auch den fragwürdigen, grausamen zwischen dem Herrn und der Beute. Wenn man jemand nicht

mehr grüßt, heißt das, daß auch die Möglichkeit einer Gemeinschaft mit ihm aufgehoben ist. Der Bruch der Grußgemeinschaft erfolgt schroff vor Gericht, wo dem Angeklagten kein Recht mehr auf den allgemein menschlichen Gruß zugebilligt wird, sondern er nur noch als «Angeklagter» angeredet wird. Der Untersuchungsrichter grüßt noch und wieder grüßt der Henker, der mit seinem Gruß dem Verurteilten unversehens eine Art Anerkennung seines Auftrages entreißen möchte.

Doch wir reichen uns die Hand nicht nur zum Zeichen, daß wir keinen Dolch darin haben. Den Kern jedes Grußes bildet die Begegnung zweier Wesen. Davon erzählt der eigentlich überraschend herzliche Durchschnittsgruß unserer Zivilisation, der Händedruck. Die Hand gibt ja nicht nur und empfängt, sondern sie strahlt auch etwas von ihrem Besitzer aus. Im Gruß der Hände treffen sich diese Ausstrahlungen. Steigerung dieses Grußes ist der Kuß, da von Lippe zu Lippe die innigste Ausstrahlung der Liebenden, der Aushauch, getauscht wird. Eine Abschwächung dieser intimen Grußform bildet der Handkuß, wo der Herr sich weiter vorwagt als die Dame, indem seinem wirklichen oder angedeuteten Kuß nur die Hand mit ihrer entfernteren Strahlung überlassen wird; eine andere der Freundschafts- oder auch Staatskuß der romanischen und östlichen Länder, wo in strenger Symmetrie zweimal Wange an Wange gelegt wird. So grüßt der Präsident der französischen Republik mit seinem feierlichen Kuß, der «Akkolade», die neugeschaffenen Ritter der Ehrenlegion, und so küßt sich die Menge beim griechisch-orthodoxen Ostern.

Eine Ueberhöhung des Kusses finden wir in der den Europäer komisch anmutenden polynesischen Sitte, zur Begrüßung die Nasen aneinander zu reiben. Hier scheint das Sublimste verschmolzen: der Lebenshauch selbst, der göttliche Odem, der im einzelnen wirkt, das «prana» oder auch das «Mana», die übermenschliche Kraft schlechthin. Damit sind wir unbemerkt auf die höchste Ebene des Grußes gelangt. Der Begegnende wird nicht mehr nur als Angehöriger einer wirklichen oder möglichen irdischen Gemeinschaft begrüßt, sondern als Geschöpf Gottes oder, nach indischem Glauben und dem jener Insulaner, als Erscheinung der in der Welt offenbarten Allgottheit. Die Begegnenden grüßen sich, indem sie Gott grüßen und sich ihrer Zugehörigkeit zum Glauben versichern: «Grüß Gott!» — «Gelobt sei Jesus Christus» — «In Ewigkeit! Amen». «Allah ist groß» grüßt der Mohammedaner und erhält «Er ist wahrhaft groß!» als Antwort; im modernen Indien wird der Name des Gottes Rama genannt und wiederholt: «Ram!» «Ram!», als der jüngsten Inkarnation Vishnus.

Damit zwischen zwei Menschen eine gültige Beziehung möglich ist, muß etwas Drittes, nicht Menschliches, eben das Göttliche, anwesend sein und angerufen werden. Der religiöse Sinn des Grußes erweitert sich, wenn nicht mehr eine Glaubensbrüderschaft bestätigt, sondern unabhängig davon Gottes Segen und Schutz auf den anderen herabgerufen werden soll: «Gott befohlen!» «A Dieu!» «Allah sei mit dir!» In solchem religiösen Gruß liegt zugleich Schutzkraft. Denn wenn die Despoten des 18. Jahrhunderts, wie Ludwig XV. oder Friedrich der Große, ihre Briefe schlossen: «Je prie Dieu, Monsieur, qu'il Vous prenne dans sa sainte et digne garde», so war das gewiß Konvention, drückte aber doch eine grundsätzliche Achtung des andern aus, die der fürstlichen Allgewalt Schranken setzte.

Am herrlichsten erblüht der Gruß, wenn er in demütig-heiterer Herablassung dem Menschen von einer Macht erwiesen wird, die über ihm weilt. Wie tröstend wirkt es, wenn Athene in Mentors Gestalt den verlassenen Telemach begrüßt oder der lächelnde Hermes den von der Verzauberung seiner Gefährten durch Circe niedergedrückten Odysseus. So grüßt der wiedererstandene Christus die Jünger, die nach Emmaus wandeln. In unserer christlichen Sphäre aber wird immer der erhabenste Gruß das «Gegrüßet seist du, Maria» des Engels Gabriel sein. Hier ist das «Ave Caesar» der Legionen und Massen überwunden, das schon lange den edlen und einfachen Gruß der Griechen «Chaire!», «Freue dich!», verdrängt hatte. Nun wird die Seele gegrüßt, die ihren Herrn gebären soll.

Verständigung mit Hindernissen

Von ANNE MORROW-LINDBERGH

Im Jahre 1931 stieg Lindbergh zusammen mit seiner als Bordfunkerin mitfliegenden Frau in New York auf, um über Kanada, Kap Barrow und Kamtschatka eine nordwestliche Flugpassage nach Tokio und weiter nach China zu finden. Was die beiden erlebten, nachdem der Apparat unterwegs vor einer nordjapanischen Insel auf das Wasser niedergegangen war, das erzählt Anne Morrow Lindbergh in einer reizvollen Episode ihres Buches «North to the Orient»:

«Wo, glaubst du, sind wir?» — «Ich habe keine Ahnung», erwiderte mein Mann, als er sich aus dem Führersitz beugte, «aber es war ziemlich neblig über Nemuro — und das Benzin wird knapp. Da unten sieht's nach einem guten Platz für die Nacht aus. Ich glaube, dort drüben steht sogar eine Hütte.»

Am Nachmittag waren wir bei klarem Wetter zu unserm dritten Versuch, Nemuro zu erreichen, aufgebrochen. Als wir es von Nebel bedeckt fanden, kehrten wir um, flogen durch ein Loch in den Wolken tiefer und landeten hier — irgendwo auf den Tschischima- oder sonstwelchen von den tausend Inseln Japans. Es regnete heftig, und in dem schlechten Wetter war schwer zu erkennen, ob wir auf einem See oder in einer Bucht lagen. Aber dort drüben stand ganz gewiß eine Hütte. Ein paar Trompetenstöße des Motors, und wir hielten darauf zu. Als wir uns näherten, kam ein kleiner Sampan aus dem Schilf hervor. Ein Mann prahmte ihn. Barfuß und armselig gekleidet, die zerlumpten Hosen über die Knie hochgerollt, stand er auf und verneigte sich grüßend vor uns. Wir lächelten und winkten zurück. — «Sprechen Sie Englisch?»

Eine tiefere Verneigung und ein Lächeln waren die Antwort. Daraufhin blieben wir einen Augenblick stumm und überlegten, was wir als nächstes Mittel zu einer Zwiesprache versuchen sollten. Aber er war schneller als wir. Er wies auf seine kleine Hütte und bat uns augenscheinlich, darin Schutz vor dem Regen zu suchen. Wieder lächelten wir und dankten ihm. Was uns betraf, so

deuteten wir auf das Flugzeug und versuchten, ihm klarzumachen, daß es erst noch etwas für uns zu tun gab. Wir wollten der Funkstation in Nemuro melden, wo wir uns befanden. Aber wo befanden wir uns? Mein Mann ergriff eine Landkarte der Tschischimagruppe und kletterte auf den Schwimmer neben den Sampan hinunter. Er winkte dem Fischer, und miteinander blickten sie auf die Landkarte, die ihre eigene Sprache sprach.

«Wo sind wir?» versuchten wir zu fragen, indem wir auf den See und die Landkarte wiesen. Der kleine Fischer legte verbindlich den Zeigefinger auf den südlichen Teil der Tschischimagruppe, die Kunaschiri-Insel.

Wir fühlten uns alle über diesen erfolgreichen Gedankenaustausch hocherfreut — wir hatten uns über den Abgrund des Nichtverstehens die Hände gereicht.

Ich spannte die Antenne unter den Tragflächen aus und rief JOC: «Wegen ... Nebel ... unmöglich ... Nemuro ... zu ... landen ... sind ... Kunaschiri ... gelandet ... wenn ... Wetter ... erlaubt ... werden ... morgen ... Nemuro ... weiterfliegen.»

Der Fischer zeigte keinerlei Neugier, was das Funken betraf. Er saß in ehrerbietiger Entfernung in seinem Boot, während der Dynamo im Flugzeug surrte. Als wir daran gingen, am Ufer anzulegen, stieg er aus seinem Boot und watete bis an die Knie ins Wasser, um uns zu helfen. Endlich ruhten die Kiele der Schwimmer im Schlammgrund und die Nase des Flugzeugs im Schilf. Wir befestigten den Anker am Ufer und banden die Tragflächenenden an Weidenstümpfe. Der «Sirius» sah angepflockt so nett aus; ich dachte, ob der Strick ihm genug Spielraum ließe, damit er an den jungen Weidentrieben zu seinen Füßen knabbern könnte.

Der kleine Fischer mußte begriffen haben, daß unsre Arbeit beendet war, denn er wiederholte seine Einladung, indem er auf Boot und Hütte wies. Diesmal nickten wir und stiegen in den Sampan. Er prahmte uns vom Ufer ab und durch das Schilf und einen schmalen Kanal gerade vor seine Tür.

In der Mitte des einzigen, vollständig kahlen Raumes gloste ein Holzkohlenfeuer auf einem Herd. Daneben saß ein alter Mann in einem Kimono und rauchte eine lange weiße Pfeife. Er nahm sie aus dem Mund und verneigte sich kniend vor uns. Ein Knabe, ebenfalls im Kimono, trat aus der Tür hinter uns. Wir alle verneigten uns gegeneinander und setzten uns in feierlicher Stille. Unser Wirt fragte uns, indem er mit Eßstäbchen die Bewegungen des Essens nachahmte, ob wir hungrig seien. Wir schüttelten den Kopf. Mein Mann dachte, vorsichtig wie er war, daß sie vielleicht irgendeine ansteckende Krankheit hätten, und ich, die ich nichts Eßbares erblickte, versuchte, so höflich zu sein wie der Fischer. Neuerliche Stille. Mein Mann holte die Landkarte hervor. Sie war schon einmal erfolgreich gewesen. Vielleicht wäre sie's auch jetzt.

«Wir kommen von Amerika», sagte er, das Wort «Amerika» laut und deutlich aussprechend. Unsre drei Gastgeber, die vor dem Feuer kauerten, hörten höflich zu, aber in ihren Mienen verriet kein Aufleuchten ein Verstehn.

Immer noch höfliches Schweigen.

«Amérique — les Etats-Unis — Estados Unidos», begann ich hoffnungsvoll in den einzigen Sprachen, die ich konnte.

Die Japaner schienen ein wenig verblüfft zu sein. Mein Mann begann eigens eine Landkarte zu zeichnen. «Sibirien», sagte er, «Sibirien — Alaska — Kanada — die Vereinigten Staaten —»

Die Japaner richteten ihr Augenmerk auf die Landkarte. Die Namen bedeuteten ihnen nichts.

«New York —» Mein Mann setzte einen Punkt.

«Ah!» rief der Junge, und sein Gesicht erhellte sich verständnisvoll. «Nu-Jak!» Dann redeten sie aufgeregt durcheinander.

Mittlerweile hatte mein Mann seine Landkarte fertig. Er legte sie mitten zwischen uns auf den Boden und wies mit seinem Bleistift: «New York — Kanada — Alaska — Sibirien — Kamtschatka — Tschischima — Kunaschiri —», wovon sie nicht mehr als New York und Kunaschiri verstanden. Zufrieden mit unserm Werk, stemmten wir die nassen Füße gegen den Herdrand, und wir alle lächelten. Der Regen trommelte eintönig auf das Schilfdach, der Alte zog still an seiner Pfeife, und der Junge erhob sich und glitt mit weichen, lautlosen Schritten aus dem Zimmer. Er kam mit den gefangenen Fischen zurück, die er vor der Tür gelassen hatte.

Ob es der Anblick der Fische war, was die Ansicht meines Mannes änderte, oder nicht, jedenfalls war er jetzt überzeugt, daß keiner von ihnen ansteckend krank war und daß er Hunger hatte.

«Warte», sagte ich und holte ein Blatt Papier aus meiner Tasche, «ich kann es ihnen sagen.» Ich besaß eine Liste japanischer Phrasen, die mir unser Gastgeber in Schana, unserm letzten Aufenthalt, mitgegeben hatte. Leichte Sätze, phonetische Schreibung. «Schokumotsu?» (Nahrung) las ich sorgfältig ab. Sie hörten höflich zu, wandten sich aber dann an meinen Mann, als wollten sie sagen: «Bitte, übersetze es uns!» Wieder griff er zum Bleistift und zeichnete einen großen Fisch, von der Seite gesehn, ein rundes Auge im Kopf, Er reichte das Blatt zur Ansicht herum und wies gleichzeitig auf seinen Mund.

«Ah!» Natürlich verstanden sie und sprangen lächelnd auf, um einen kleinen irdenen Topf mit gekochtem Fisch und Kartoffeln von einem Wandbrett über uns herabzulangen. Sie stellten ihn zum Wärmen aufs Feuer und reichten uns seinen Inhalt in zwei Reisschalen, nebst zwei Paar glatter Eßstäbchen. Der Junge schöpfte Reis aus einem tiefen Behälter neben dem Herd, um unsre Mahlzeit zu ergänzen. Und als krönenden Luxus öffnete der Fischer eine kleine Büchse auf dem Wandbrett und entnahm ihr ein paar Teeblätter. Nach zeremoniellen Vorbereitungen erhielten wir kleine, henkellose Teeschalen, die wir dankbar mit den Händen umschlossen.

Als wir fertig waren, beugte sich der Alte aus seinem Winkel zu uns, nahm mit einer Geste größter Feierlichkeit die Pfeife aus dem Mund und reichte sie uns. Wir versuchten durch Kopfschütteln und gleichzeitiges Lächeln unsre aufrichtigste Dankbarkeit, aber entschiedenstes Bedauern auszudrücken.

Wir fühlten, daß es Zeit war, aufzubrechen. Wieder las ich von meiner Liste (ich bin Optimistin) ab: «Tsukareta» (Wir sind müde), mit entsprechenden Gesten; ich ließ den Kopf sinken und schloß die Augen. «Toko» (Bett), ich legte den Kopf in die Hände; «Hikoki» (Flugzeug), ich wies auf die Tür. Wir wußten nicht, ob die Japaner die Gesten oder die Worte verstanden. Tatsächlich standen sie auf und geleiteten uns höflich hinaus. Aber als ich, stolz auf meinen Erfolg, in der Tür stehnblieb und einfach sagte: «Arigato» (Danke), sahn sie nur verdutzt drein und wandten sich wieder an meinen Mann um Verdolmetschung. Leider läßt sich «danke» schwer zeichnen.

Dennoch wiederholte ich das Wort am Abend, nachdem wir in unser Heim im Schilf zurückgerudert worden waren, und am nächsten Morgen vor dem Abflug. Ich sagte es immer wieder, in den verschiedensten Tonhöhen und Betonungen. Endlich, knapp vor dem Aufbruch, schien der Fischer zu verstehn. Er lächelte breit und sagte: «Ah! Arigato!» als zöge er ein völlig neues Wort aus seinem Geist hervor. «Ah, *arigato, arigato!*» Er verneigte sich und lächelte, und nach diesem Erfolg flogen wir ab.

Aber ich weiß bis heute nicht recht, ob dieses Verstehn eines Wortes nicht nur geheuchelt und eine letzte, bezaubernd höfliche Geste der Gastfreundschaft war.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Amerikanischen von Herberth E. Herlitschka

Höfliche Begrüßung bei einem Gartenfest in Tokio. Photo Natori-Mauritius ►

Der Prinz von Wales küßt seiner Mutter, der Königin Mary von England, beim Einzug in Windsor im Jahre 1935 die Hand.

Jeden Freitag (arabischer Feiertag) ist die enge Gasse, die den Kalifenpalast von Tetuan, im spanischen Marokko, mit der ältesten Moschee Tetuans verbindet, voller Menschen, erfüllt vom Waffengeklirr der Leibwache des Kalifen. Der Ruf des Muezzin hallt über die weißen Dächer der Stadt. Die schwere geschnitzte Palasttüre öffnet sich. Muley El Mehdi Ben Ismail, der Kalif, erscheint. Im weißen Burnus, an den nackten Füßen Babuchas, fersenfreie Sandalen. Hinter ihm folgen der Großwesir, die Minister. Das Volk verneigt sich zur Erde, die Guardia Jalifiana präsentiert die Gewehre. Der weiße Zug verschwindet in der Moschee zur Verrichtung des Gebetes. Stille liegt über der Menge, die die Rückkehr in den Palast abwartet. Nach dem Gebet betritt der Kalif als einziger den Palast. Der Großwesir bleibt vor dem Palasteingang stehen. «Habt ihr noch Salz?» frägt er die Minister. «Wir haben Salz» antworten ihm diese. «Habt ihr noch Brot?» «Wir haben Brot.» Ein schallendes Kommando des Offiziers der Leibwache beendet die Zeremonie. Die Palasttüren schließen sich, das Volk verliert sich in den Gassen und Gäßchen der Araberstadt. *Photo Charlotte Falk*

Die nachfolgende Doppelseite: ►

Links: Am Markttag in Langnau im Emmental.
Photo Ernst Brunner
Rechts: Mlle Ruth am urschweizerischen Trachtentag in Altdorf. *Photo Armin Haab*

Der Pfadfindergruß hat eine besondere Bedeutung: Die drei emporgehaltenen Finger der Rechten erinnern an die drei Punkte des Pfadfinderversprechens: Gott und dem Vaterland zu dienen, andern zu helfen, dem Pfadfindergesetz zu gehorchen. Der Daumen deckt den kleinen Finger, das heißt: Der Starke schützt den Schwachen. Pfadfinder reichen sich beim Gruß die linke Hand zum Zeichen, daß er von Herzen komme. *Photo Heinz Guggenbühl*

Eidgenössischer Abstimmungssonntag im Wallis. Es gibt auch in Zürich-Oerlikon noch vereinzelte Stimmbürger, die vor ihrem Stimmrecht und vor der Wahlurne so viel Achtung haben, daß sie den Hut bei der Abgabe ihrer Stimmzettel ziehen, aber im Wallis tut das ein jeder. *Photo Paul Senn*

Der Gruß in der Sprache

Von ALBERT BETTEX

Die Sprachforscher sagen uns, daß das Wort für «grüßen» im Sanskrit eine Doppelbedeutung habe. Es heiße: einen andern anreden, aber auch: bewirken, daß ein anderer zu einem spreche. Hier erscheint, im Spiegel einer Jahrtausende alten Sprache wie in geheimnisvolle Tiefe getaucht, der Sinn des Wortes «grüßen» in reinster Gestalt: die Zwei-Einheit von Anruf und Antwort, die leichte Brücke aus Worten, von Mensch zu Mensch geworfen, um eine Begegnung einzuleiten, zu entwickeln oder abzuschließen. Der Gruß ist ein Miniaturdialog am Anfang oder am Ende einer menschlichen Berührung, und als solcher nur wirklich vollendet, wenn Anruf und Antwort wie Reimwort zu Reimwort sich zum Ganzen fügen. Einen Gruß nicht «abnehmen», heißt sich einer solchen Gemeinschaft versagen; einen Grüßenden auf solche Weise verletzen, galt von jeher als ein besonders übler Frevel — die Völker wissen um die hohen menschlichen Wertgehalte des Grußes. *Sag wenigstens Muh! Hast junge Vögel unter der Kappe?:* so derb macht sich der Volksmund über die Enttäuschung Luft.

In einem andern Sinne sind wir fast alle Grußfrevler heutzutage, namentlich in den großen Städten — wir grüßen gedankenlos und haben oft vergessen, was wir mit unsern leergewordenen und häufig auch noch äußerlich bruchstückhaften Grußformeln eigentlich sagen. Bei dem «Wort» *Godrolze* (Gott erhalte Sie) denkt man in Siebenbürgen wohl ebensowenig mehr daran, daß man eine Segnung ausspricht, wie wenn man anderswo nicht minder fragmentarisch *bonsoir* oder *guten Abend* sagt. Denn ursprünglich, das heißt vor gut 700 Jahren, lautete es feierlich: *got gebe dir guoten abend!* Die meisten unserer gebräuchlichsten Grüße (und das sind vor allem die Ausdrücke des sogenannten Zeitbietens) weisen wie dieser auf jene Epochen zurück, als das vordringende Christentum sie kämpferisch den damals herrschenden heidnischen Begrüßungsformeln, zum Beispiel dem germanischen «Heil!», entgegensetzte. Heute ist vielfach der Gottesname daraus verschwunden (auch aus unserem *Grüezi*), aber geblieben ist das brüderlich wünschende und irdisch teilnehmende Element als ein unerschöpflich reicher Wurzelgrund des Grußes.

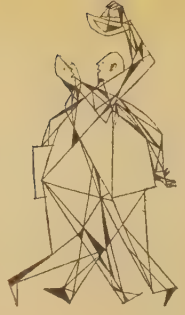
Wir sind allerdings, gemessen an ergiebigeren Grußepochen, zumeist große Grußversäumer — wir machen viel zu wenig Gebrauch von den aberhundert Möglichkeiten, erfinderisch das grüßende Wort spielen zu lassen vom einen zum andern. Denn zwischen *guten Morgen* und *gute Nacht* ist eine Grußwelt von erstaunlichem Reichtum geschaffen worden*: Fragen, Anreden, Wünsche, Gesprächsansätze, und sie ist keineswegs abgeschlossen, wie neuere Bildungen: *auf Wiederhören, Ski-Heil* und allerdings auch das unerfreuliche Kapitel der politischen Drillgrüße für die Parteimassen zeigen. Aus ländlichen Gegenden ist dieser Grußwelt reicheres und köstlicheres Gut zugeströmt als aus der modernen Stadt. Wie erfrischend wirken neben dem recht abgegriffenen *guten Morgen* Begrüßungen wie diese: *Ausgeschlafen? Schon munter? Hesch au scho uf möge? Hait er scho z'Morge gha?* Wenn man den fremden Wandersmann mit *Woher? Wohin?* begrüßt, so hat man beinahe einen archetypischen Gruß gesprochen. Und welche Vielfalt der grüßenden Teilnahme, wenn Menschen im Freien sich bei der Arbeit begegnen: *Fleißig? Laßt es gut wachsen!* (zum Säenden), *Houts?* (im Bernbiet zum Korn Schneidenden), *Wird's dürr?* (zum Heuenden) — Grüße, die mit einem Wort des Dankes abgenommen werden. Für das Kind gibt es Kindergrüße in Kindersprache: *guets Dageli*, und sogar ein Kinderpronomen: *duli*, und mit einem der zuallererst gemeisterten Wörter, mit ihrem *ada*, bringen die Kleinen nichtsahnend ihren frühesten Segensgruß dar — denn das ist nichts anderes als unser erwachsenes *adieu*, oder das *Good-bye* (God be with you) der Engländer, womit der Fortziehende dem Schutz Gottes empfohlen wird.

Der Gruß ist ein beliebter Tummelplatz des Volkshumors. Dem Necker und Stockzahnlacher bieten Begegnung und Abschied unzählige Ansatzpunkte für allerlei Gruß- und Wunschformeln, mit denen er den andern aufziehen kann. Gleich einem Satyrspiel folgen sie dem ernsten Gruß auf dem Fuße nach. In Schwaben kann man hören: *Behüt dich Gott, dann stiehlt dich der Teufel nicht.* In Mecklenburg wünschte man dem Gast, er solle sich auf dem Heimweg nicht von einem Luftballon überfahren lassen — *und fall ok nich in'n Breefkasten!* In Guggisberg wurde ein Eintretender so begrüßt: *Chunt nüt Bessers nacha?*

Das Maß unserer innern Beteiligung am Gruß ist so verschiedenartig wie die Grußsituationen selber. Wenn man einen andern einer Gefahr entgegengehen sieht, grüßt man ihn anders als beim Spaziergang, und für den lang Entbehrten hat man ein anderes Wort als für den, dem man tagtäglich begegnet. Mancher wird das gewohnte *Grüßgott* durch ein *Willkommen!* verstärken, und wenn im Saarbrückener Kohlengebiet das *Glückauf!* nicht etwa auf der Straße, sondern nur an der Arbeitsstätte unter Tag zu hören ist, so erkennt man sogleich am intensivierten Gruß die gefahrenreiche Lage der Grüßenden. Wie weit die Intensitätsskala des Grußes sich erstreckt, weiß jeder, der Briefe schreibt und Anrede- und Schlußformeln erwägt. Denn Briefanfang und Briefschluß, die Reservate des Grußes, die Stätten des Kommens und des Gehens im Brief, haben ihre besondere Note. Im üblichen Durchschnittsschreiben sind es recht farblos-formelhafte Stellen; der Künstler des Grußes aber faßt an ihnen sein Bestes zusammen. Frauen und Künstler sind die treuesten Hüter dieser erfinderischen, beglückenden Kunst des Grüßens im Brief. Man schaue sich Goethe einmal daraufhin an, vor allem die immer wieder neuen,

* Man vergleiche etwa Karl Frauses «Deutsche Grußformeln in neuhochdeutscher Zeit». Breslau 1930

Eines jungen Holländers Abschied, der zum dreijährigen Soldatendienst nach Indonesien fortzieht. Photo Frans Stoppelman



bekennenden und fordernden Zusammenfassungen seiner Briefschlüsse: «Liebt mich und grüßt alles, was sich mein erinnert, nach Stands und Herzens Gebühr und Würden... So am Ende wie am Anfang treu anhänglich...» Und fast tausend Jahre vorher aus königlichem Geblüt ein Meister der Anrede: «Frater carissime, sanguis et ossa mea, pars animae meae, nomen meum» (liebster Bruder, Blut von meinem Blut und Bein von meinem Gebein, Seele von meiner Seele und Name von meinem Namen!): König Ludwig der Jüngere, der Held des althochdeutschen Ludwigsliedes, an König Ludwig den Stammler, 878. —

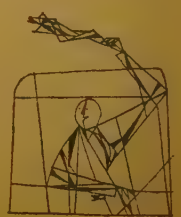
«‚Du' war die einfache und natürliche Anrede der ersten Person an die zweite, und ursprünglich wußte man von keiner andern», lesen wir im Grimmschen Wörterbuch. Man kann dieses Du als den elementarsten aller grüßenden Anrufe auffassen, wie ja überhaupt anredende Fürwörter grußhaftes Wesen enthalten können. Wenige wissen, welch bewegte Geschichte die heute in der Anrede üblichen Pronomen du, ihr und Sie zu bestehen hatten, bis nach dem schlichten hochmittelalterlichen Du (für den Gleich- oder Niedrigergestellten) und Ihr (für den Höhergestellten) und nach den wilden Jahren von 1500 bis 1800 die verhältnismäßig wiederum einfachen Gepflogenheiten von heute sich durchsetzten. Die Ursache liegt in den Ueberempfindlichkeiten des Ranggefühls an den Fürstenhöfen und zum Teil auch unter dem bürgerlichen Volk, vor allem in jenen Jahrhunderten, als weit in Europa herum kleine absolute Fürstenherrschaften bestanden. Wenn man schon (um 1700 herum) aufs hitzigste kämpfte, bis endlich beim Reichstag die Stühle der Gesandten gewisser *kleiner* Fürstentümer wenigstens mit den vorderen Füßen auf den Fransen des Teppichs stehen durften, auf welchem die Stühle der höheren *kurfürstlichen* Gesandten mit sämtlichen vier Füßen ruhten, so läßt sich leichter begreifen, daß auch Gruß und Titulatur in die Kämpfe um das Ranggemäße hereingezogen wurden. Wer konnte damals so genau wissen, wie er einen Höhergestellten zu grüßen habe, ob mit Ew. Edlen, Wohledlen, Hochwohledlen, Hochedlen oder mit Wohledelgeboren, Hochwohledelgeboren, Hochedelgeboren, Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Hochgeboren? Dem Uneingeweihten gibt P. Lucius in seinem «Complimentierbüchlein» (1648) wohlmeinend den Rat: «Nun muß man auch riechen nach der Hof-Luft; woher dieselb am meisten wehet, dahin man sich zu wenden hat, damit man immer Gnaden-Luft behalte.» Einzig den Hofnarren blieb noch das Vorrecht, *alle* mit Du zu begrüßen.

Auch die Grußpronomen gerieten in Bewegung. Das auszeichnende «Ihr», das sich in einigen unserer Dialekte bis heute erhalten hat, genügte nicht mehr. Wo immer neue Rangtitulaturen nach oben sich auftürmten, mußte der Höhere vom etwas weniger Hohen auch durch ein neues Anredepronomen unterschieden werden: die Stunde für das «Sie» war gekommen. Ein einzigartiges Kunststück der deutschen Sprache! Aus dem Fürwort der dritten Person Mehrzahl wird eine direkte Anredeform! «Mein Herr, Sie haben recht»: ein uneingeweihter Franzose müßte das absurde Gebilde so übertragen: Monsieur, ils ont raison, und es wäre sprachgeschichtlich völlig richtig. Dieses Sie, wie es heute dasteht, ist ein Ueberbleibsel der wuchernden höfischen Anredepracht der Barockzeit. Fürsten wurden abstrakt mit Seine oder Eure Hoheit, Gnade usw., dann auch, indem man den Plural der Reverenz «Eure» steigernd auf «Gnade» übertrug, mit «Eure Gnaden» begrüßt — möglichst weit abweichend vom gewöhnlichen Sprachgebrauch, die unmittelbare Berührung mit dem erlauchten Angesprochenen auch im Wort vermeidend (eben durch die dritte Person Mehrzahl). «Bezeichnung großen Abstandes ist Zeichen der tiefen Ehrerbietung. Das kann geschehen durch Anwendung der Mehrzahl statt der Einzahl... Der Sprechende erhöht die Geltung des Angeredeten, wenn er durch das Ihrzen oder Siezen vorgibt, mehr als eine Individualität sich gegenüber zu fühlen», sagt Otto Behaghel in seinem Buch «Die deutsche Sprache». So kamen wir also zu dem «Sie» als Fürwort für Anreden wie «Eure Gnaden», und allmählich ist es, genau wie «Herr» und «Frau» und «Fräulein», aus dem höfischen Gebrauch in den bürgerlichen Alltag gedrungen. Selbst das trauliche Du, dessen Bedeutungsentwicklung im Vergleich mit Sie und Ihr ruhig verlief, erlebte seine Sinnschwankungen. Wer eine Person, die auf das Ihr Anspruch hatte, duzte, der setzte sie damit demütigend herab. In seinen «Denkwürdigkeiten» erzählt der schlesische Ritter Hans von Schweinichen (1552 bis 1616), die Gattin des Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz habe eines Tages eine sehr abschätzige Bemerkung über eine Hofdame gemacht, «welches den Herzog sehr verdroß, *dutzet* die Herzogin und sprach: ‚Du sollt wissen, die Frau Kittlitzin ist keine Hure' und schläget der Herzogin ein gut Maulschelle, dadurch die Fürstin auch taumelt...»

Heute ist dieses Du zum guten Teil wieder «sozial werthaft». Es ist dem Gruß im Innersten verwandt, es ist das einzige Fürwort, mit dem wir weit umfassend grüßen können — Gott und die Engel, den Teufel und die bösen Geister, Sonne, Erde, Berg und Bach und Blume und jedes Wesen, das uns vertraut ist. Wie der Gruß, schafft es Nähe zum andern und führt aus Ichbefangenheiten in Gemeinsamkeiten hinein. Der wahre Gruß kommt wie das Wörtlein Du aus jenen Bereichen, wo Ehrfurcht, Liebe und Güte wohnen; und Grüßen, das Grüßen mit dem lebendigen Wort, ist ein reinigender seelischer Akt. Vielleicht vertiefen sich unsere Leser nun nachdenklich in das folgende weise Legendchen von jenem Ritter, dessen Gruß aus so grußbereitem Herzen kam, daß er sich die Gnade der himmlischen Mächte ergrüßte:

«Es war ein Ritter, der ließ die Welt und ging in Sankt Bernhards Orden. Und weil er nicht gelehrt war, gaben sie ihm einen Meister, der ihn lehren sollte, daß er Priester möchte werden. Denn die Mönche wollten einen so edlen Mann nicht unter die Laienbrüder setzen. Aber solange er auch bei seinem Meister war, er konnte nichts lernen, außer zwei Worten: Ave Maria. Aber diese Worte behielt er treulich; wo er ging oder was er tat, immer grüßte er: Ave Maria.

Zuletzt starb dieser Ritter, und man begrub ihn bei den anderen Mönchen. Da wuchs eine schöne Lilie aus seinem Grabe. Und auf jedem Blatt der Lilie stand geschrieben in goldenen Lettern: Ave Maria. Alle Mönche des Klosters kamen zu dem Grabe, um das Wunder zu sehen. Und sie öffneten das Grab und fanden, daß der Stengel der Lilie aus des Ritters Mund kam. Daran erkannten sie, mit wie großer Andacht und Innigkeit er diese Worte zu sprechen pflegte zu Maria, der Mutter Gottes.»



Vignetten von Hugo Wetli

TRICOTS & JERSEYS
ALPINIT
RUEPP & CO. A.G.
SARMENSTORF
(SCHWEIZ)

Welche ist Ihre Bürste?

Wird Ihre Bürste weich, kaum ist sie nass? Stehen die Borsten in allen Richtungen? Stechen sie? Fallen sie aus? – Fort mit solchen Bürsten! Tek ins Zahnputzglas! Tek – die wissenschaftlich geformte, wissenschaftlich dimensionierte, unverwüstliche! Die Form genau nach dem Zahnbogen, die Masse genau nach den Zähnen – das ist Tek. Die Borsten gut gestellt, damit kein Unrat sich festsetzen kann, und unglaublich widerstandsfähig – das ist Tek.

Pensionieren Sie heute noch Ihre alte, ausgediente Bürste – morgen muss Ihnen ein hübsches, handliches Bürstchen mit tadellosen Borsten entgegenlachen, das Ihnen ganz andere Dienste leisten wird. – Es soll Tek sein!

Fr. 2.50 medium / hard.

Nur Tek ist

Johnson & Johnson International / Doetsch, Grether & Cie. AG., Basel

Melodien grüßen...

VON ROBERT KONTA

Die Frage, ob es der «absoluten Musik» gegeben sein kann, uns das zu vermitteln, was wir «Gruß» heißen, kann kaum zufriedenstellend beantwortet werden. Denn prinzipiell fällt der «absoluten Musik» unter gar keiner Bedingung die Rolle des Vermittelns zu. Sie spricht keine Sprache, sondern schenkt Musik; und zwar die Musik, deren Zweck ebensowenig wie ihre Schönheit enträtselt werden kann. Viele Menschen unterlegen ihr aber dies und jenes, in seiner Summe: unser Gefühlsleben. Diese Neigung, zu unterlegen, ist individuell freier Wille, der jeder Lenkung oder gar Regelung durch andere spottet. Und so mag die Zahl echter Musikfreunde nicht gering sein, welche der Musik die Fähigkeit des Grüßens nicht absprechen.

Wer die Notenhandschriften des Johann Sebastian Bach kennt, der sucht die mit Bachs Gänsekielfeder eher gemeißelten als geschriebenen Buchstaben «J. J.» auf, um durch diese unmittelbar vor dem Beginn eines Schaffensprozesses lebendig gewordene Bitte zu erfahren, daß aus einer Bitte ein Gruß werden kann. Dieses «Jesu juva», also Anrufen des Heilands: er möge dem nun zu beginnenden Werk seine Gnade schenken, ist eine der feierlichsten Grußformeln, die es überhaupt geben kann. Sie findet ihre Ergänzung im «SDG», also im «soli Deo gloria», in dem wieder zum Gruß gewordenen — zum Abschiedsgruß gewordenen Dank für das Gelingen des nun beendeten Werkes. Sie alle, die mit geistlicher Musik dem Schöpfer und der Schöpfungsidee zu huldigen bemüht waren, sie alle — von Palestrina an bis Anton Bruckner — grüßen die «höhere Macht», um aus deren Gegengruß die Kraft zu gewinnen, Großes zu schaffen.

Meinen streng Urteilende, daß sowohl das «J. J.» als auch das «SDG» weit eher Widmung als Gruß ist, dann mögen sie recht gründlich erwägen, ob denn — in diesem Zusammenhang — Widmung und Gruß verschiedene Begriffe sind. Die Beweggründe, die eine Widmung veranlassen, sind vermutlich ähnliche wie die einen Gruß auslösenden, also — das Konventionelle der Nützlichkeitserwägungen bleibt ausgeschaltet — in rund tausend Fällen tausendmal die Liebe. Es gibt in der Musikliteratur noch kein erschöpfendes Buch über «musikalische Widmungen»; solch ein Buch wäre gar nicht leicht zu schreiben. Was etwa ein Beethoven gewidmet hat und wann und warum er gewidmet hat, das zu schreiben wäre der vergebliche Versuch, welche seiner ewigen Werke aus Liebe geworden sind und wie und wann Beethoven geliebt hat. Ganz gewiß zählen die Beethoven-Widmungen zu den erschütterndsten Grüßen. Die Musik vieler Beethoven-Werke mit Widmungen grüßt ja großartiger als Worte zu grüßen vermögen.

Bei dem Gruß, welchen die Musik in Verbindung mit dem Wort bringt, muß ein Unterschied gemacht werden zwischen der Musik, die zum Wort stößt, das schon eine gebundene Kunsteinheit vergegenwärtigt: also zur Lyrik — und der Musik, die sich ein Wort bestellt, um mit diesem zu ihrem Bestandteil gewordenen Wort der dramatischen Musik dienen zu können.

Ein Gluck und ein Mozart hatten die Kraft, ihrem Willen die für sie arbeitenden Textdichter gefügig zu machen. Die italienischen Bücher der Mozart-Opern sind auf weite Strecken hin ideale Opernbücher. Mozart-Kenner kann es nie gelüsten, die auf italienische Worte komponierten Opern Mozarts in anderen Sprachen zu hören. Das auch sprachmelodische Ineinanderfließen von Wort und Ton erhöht das Liebliche der Gruß gewordenen Mozart-Musik, am schelmischsten wohl in des Figaro so herausfordernd genialer Grußfrage: *Se vuol ballare — Signor contino,* und — ergreifend in der «Zauberflöte» mit ihrem so viel verlästerten und doch so vorzüglichen Buch des Schikaneder — dort, wo Tamino der Pamina Bild mit den Worten grüßt: *Dies Bildnis ist bezaubernd schön.*

Gar viel wäre da von den italienischen Buffo-Opern zu berichten — von der «Serva padrona» des Pergolesi an bis zu «Gianni Schicchi» von Puccini, also von diesen die italienische Sonne und auch die Herzlichkeit des italienischen Grüßes singenden Partituren; und auch viel von den französischen Opern seit Lully und von den tschechischen Opern, besonders der «Verkauften Braut», dem «Kuß» und «Dalibor» von Smetana; denn in jedem dieser schönen Werke klingen die Grüße besonders schön.

Die überwältigendste Grußfeierlichkeit der dramatischen Musik hat aber Richard Wagner geschenkt. Ob alle der Meinung sind, daß die «traurige Weise» der Todesgruß der beiden Sehnsuchtsopfer Tristan und Isolde ist, das wird nicht leicht zu entscheiden sein; und wie die Grüße im «Parsifal» zu deuten sind, das schreibt die Literatur der Bayreuther Tradition vor. Aber es gibt Grußdichtungen Wagners, deren Pracht für alle offensteht. Im «Fliegenden Holländer» so wie in «Lohengrin» und in den «Meistersingern» und in «Tristan und Isolde» wird es kaum möglich sein, diesen oder jenen Gruß als den am meisten überzeugend wirkenden zu beurteilen. Nicht so in «Tannhäuser»; denn der Elisabeth Jubel: «Dich, teure Halle, grüß' ich wieder, froh grüß' ich dich, geliebter Raum...» ist ein Gruß wahrhaft beseligender Freude.

Erschütternder wirken die das Schicksal der Brünhilde bestimmenden Grüße: Wotans Abschied von Brünhilde: *Leb wohl, du kühnes, herrliches Kind! Du meines Herzens heiligster Stolz! Leb wohl!...*, und — Wotans Blick in der Brünhilde «strahlendes Augenpaar»: *Zum letzten Mal letz' es mich heut mit des Lebewohles letztem Gruß! Dem glücklichern Manne glänze sein Stern; dem unseligen Ewgen muß es scheidend sich schließen... Denn so kehrt der Gott sich dir ab, so küßt er die Gottheit von dir!* (Er küßt sie auf beide Augen; sofort fällt Brünhilde in Schlaf.) Der unglücklichen Sieglinde kann Brünhilde noch verkünden, daß Sieglinde den Siegfried ge-

MERCEDES-BENZ

Typ 170 S

Ein Gefühl von Stolz und Freude erfüllt jeden, der zum erstenmal am Steuer dieses Wagens sitzt. Im vornehmen Stil seiner äußeren Gestaltung, im erlesenen Geschmack seiner Ausstattung, in der vollendeten Harmonie von Leistung und Fahreigenschaften hat Mercedes-Benz mit dem Zweisitzer-A-Cabriolet wieder ein Meisterwerk der Automobilkunst geschaffen

ÄLTESTE AUTOMOBILFABRIK DER WELT

GENERALVERTRETUNG FÜR DIE SCHWEIZ:

MERCEDES-BENZ AUTOMOBIL AG.

ZÜRICH	BASEL	BERN	GENF
Badenerstr. 119	Nauenstr. 3	Dammweg 5	13, rue des Eaux-vives

OFFIZIELLE VERTRETER:

Aigle/Vaud	F. Lanz, Garage, route Ollon
Biel	Hans Besch, Central-Garage, Murtenstr. 14
Davos/Graubünden	Gebr. Grüger, Central- u. Parsenn-Garage
La Chaux-de-Fonds	Paul Ruckstuhl, Garage, rue L. Robert 21a,
Lausanne	Garage de la Gare S. A., place de la Gare
Lugano	N. Descagni-Ferrari, Garage, via Cantonale
Luzern	Garage Ottiger AG., Haldenstr. 14
Neuchâtel	E. Bauder, Automobiles, Clos Brochet 1
Olten	Frey & von Felbert, Ring-Garage
Schaffhausen	Fritz Hübscher, Rhein-Garage
Solothurn-West	Ernst Schnetz, Central-Garage
St. Gallen	Gartenhof-Garage Giacomo Mantovani & Co., Gartenstr. 3
Thun	W. de Berti, Garage, Kasernenstr. 3
Wettingen-Baden	F. Knibiehler, Garage Langenstein
Winterthur	Hugo Erb jun., Zürcherstr. 62

AMERICAN EXPRESS

Wir besorgen Ihre Hotelreservationen,
Ihre Flug-, Bahn- und Schiffsbillette,
die Spedition und Versicherung Ihres
Reisegepäcks

Als sicherstes Reisegeld wählen Sie

**American Express
Travelers Cheques**

THE AMERICAN EXPRESS CO. INC.
Abteilung Reisebüro
Sihlporteplatz 3 ZÜRICH Tel. (051) 23 57 20

Basel Genf Luzern Lugano Montreux Interlaken

bären werde... Mit dem ersten Augenaufschlag der wiedererwachenden Brünhilde sieht sie den Mann Siegfried vor sich und grüßt ihn: *Heil dir Sonne! Heil dir Licht! Heil dir, leuchtender Tag! Wüßtest du, Lust der Welt, wie ich dich je geliebt!*

Die Macht dieser Grüße findet auch Wagner nicht mehr; auch dort nicht, wo alle Spannung nur mit den denkbar höchsten Steigerungen das Ziel erreichen könnte, in der Brünhilde Worte: «Grane, mein Roß, sei mir gegrüßt! Weißt du, Freund, wohin ich dich führe?» — In das Flammenmeer, in welchem der Brünhilde Welt und Umwelt versinkt...

Vor bald hundert Jahren sind Stücke dieser Grußpracht entstanden; sie darf darum mit der Leidenschaft begleitet werden, die aus dem Vergänglichen ins Unvergängliche gefunden hat. Dagegen soll dort, wo die Stellung zu künstlerischen Schöpfungen der jüngeren Zeit — der Zeit Hofmannsthal — Richard Strauß — zur Erörterung gebracht wird, nicht ein durch persönliches Erleben vielfach Gebundener entscheiden, sondern die «junge» Generation. Sie allein wird zu sagen haben, ob der nach allen Intrigen und bösen Mißverständnissen siegreichen Arabella Flucht zum «Glas Wasser», dessen Reinheit in Arabella sein Gleichnis hat, der Zauber eines nie mehr endenden Grußes geschenkt ist, ihrem: *Und diesen unberührten Trunk kredenz' ich meinem Freund...*

Begegnung mit Albert Schweitzer

Es ist leicht, den Urwalddoktor von Lambarene zu bewundern, aber es ist nicht ebenso leicht, ihm gerecht zu werden. Der markante Elsässer, jetzt ein «grand old man» Europas, gibt ein Rätsel auf, gut und fruchtbar zu lösen. 1875 als Sohn eines Landpfarrers geboren, doktoriert er schon 1899 mit einer umfangreichen Arbeit über Kants Religionsphilosophie. Er predigt in Straßburg; 1905 erscheint sein bedeutendes Bach-Werk, 1906 die erste Auflage seiner großartigen Geschichte der Leben-Jesu-Forschung. Eine hoffnungsvolle Gelehrtenlaufbahn kündigt sich an. Aber Albert Schweitzer hat sich schon 1896 entschlossen, mit dreißig Jahren in ein «unmittelbares Dienen» zu treten. Eine zufällige Mitteilung der Pariser Missionsgesellschaft weckt den Entschluß, als Arzt nach dem Kongo zu gehen. Der Orgelvirtuose, Bach-Forscher, Philosoph und Theologe studiert Medizin. Er führt durch, was ihm innerlich vorschwebt. 1913 ist er zum ersten Male in Lambarene, das er weltberühmt machte. Er berichtet darüber in lebendiger Darstellung in seinem Buch «Zwischen Wasser und Urwald» (1921). Alle Zweige dieses mächtigen Baumes wachsen weiter. Seine Kulturphilosophie erscheint, liebwert seine Erinnerungen aus der Kindheit und Jugendzeit, dann, 1930, wieder ein theologisches Grundwerk: «Die Mystik des Apostels Paulus». 1932 hält er als Preisträger in Frankfurt seine Goethe-Gedenkrede, das Goethe-Jubeljahr 1949 führt ihn als Redner durch Nordamerika. 1935 erscheint die wie immer bei ihm Klarheit bringende Arbeit: «Weltanschauung der indischen Denker». Ein Baum, der unerhört Früchte trägt.

Müßte man, um ihm gerecht zu werden, nicht selber Fachgelehrter in all den Bereichen sein, in denen er Meister ist? Und bliebe man dann, wenn man nur das wäre, vor seinem Voll- und Tatmenschentum nicht doch ein schrecklicher Banause? Ist dieser Arbeitsriese eigentlich ein Vorwurf oder ein Vorbild? Hat er recht daran getan, daß er Europa in den Jahren blutigster Dämmerung verließ, Europa, das gerade Menschen seiner Klarheit und Führerschaft dringend benötigte? Hat er mit Lambarene nicht doch nur Wünsche und Träume persönlichster Art verwirklicht und damit ein falsches Ideal in die Welt gestellt, das von weniger romantischen, aber bitter notwendigen Pflichten verwirrend abzieht? Diese Fragen lassen sich beantworten, und die Mühe, die das kostet, wird reich belohnt. Denn es lohnt sich, diesem aufrechten Manne aufrecht zu begegnen, jenseits eines blinden Bestaunens, diesseits eines überheblichen Gefühls, daß uns dieser «Philanthrop» nichts zu sagen habe. — Den gegebenen Weg zu ihm bilden seine Schriften, die nun aber freilich teilweise sehr umfangreich sind. (Die Dissertation enthält 325 Seiten, sein Bach-Buch 844 Seiten, die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung 654 Seiten, die Mystik des Apostels Paulus 407 Seiten.) Da bietet sich heute im Verlag Richard Meiner in Hamburg eine ganz vortreffliche Arbeit von Rudolf Grabs an: «Albert Schweitzer — Denken und Tat», die auf 320 Seiten eine Art Leseminimum aus den Werken dieses christlichen und liberalen uomo universale mit erläuternden Zwischentexten zusammenträgt. Die Lektüre dieses Buches erfreut nach allen Richtungen, durch seine Klarheit und Wärme, durch seine Klugheit und Liebe, durch die gesunde Bach- und Goethe-Nähe, durch seine Ehrfurcht vor dem Leben, die nicht pastoral verstaubt, sondern golden von jenem Humor durchwirkt ist, ohne den keine geistigen und praktischen Wagnisse möglich sind. Wir sind auf allen Seiten die Beschenkten, sowohl in souveränen Aufschlüssen über religiöse Fragen als auch mit Einblicken in biographische Details. «Missionsdirektor Boegner mußte mir mitteilen, daß einige Mitglieder des Komitees sich sogar dagegen wehrten, die Dienste eines Missionsarztes anzunehmen, der nur die rechte christliche Liebe, nicht aber auch den rechten Glauben hätte.» Wie sieht der Mann aus, der in solche Anfechtung geriet? Wie steht es mit uns? War und ist nicht zuviel rechter Glaube in Europa und zuwenig Liebe? Was wichtiger ist, hat schon der Apostel in einem der schönsten Menschheitsworte gesagt und lehrt Albert Schweitzer mit seinem ganzen Leben.

W. R. C.

JEZLER ECHT SILBER

Jezler Echt Silber wird seit 1822 in der Silberwarenfabrik Jezler & Cie. AG in Schaffhausen hergestellt; es ist nur in den guten Gold- und Silberwarengeschäften erhältlich und trägt neben der Feingehaltszahl eine der beiden gesetzlichen Verantwortlichkeitsmarken (Poinçons de maître) *oder* JEZLER

Eine berühmte Begegnung:
Stanley findet den verschollenen Livingstone (1871)

Noch befindet sich unsere Expedition etwa dreihundert Schritt vom Dorfe Udschidschi am Tanganjika-See, und schon umgibt uns eine dichte Menge von Eingeborenen. Plötzlich höre ich eine Stimme zu meiner Rechten in englischer Sprache mir zurufen: «Guten Morgen, mein Herr.»

Erstaunt darüber, diese Begrüßung inmitten einer solchen Menge Schwarzer zu hören, kehre ich mich rasch um, um den Mann zu betrachten und erblicke ihn an meiner Seite mit ganz schwarzem, aber belebtem, frohem Gesichte, in einem langen, weißen Hemd, einen Turban von amerikanischer Leinwand um das wollige Haupt gewunden, und frage ihn: «Ach, wer sind Sie denn?»

«Ich bin Susi, der Diener von Dr. Livingstone», sagte er lachend und eine glänzende Reihe Zähne zeigend.

«Was? Ist Dr. Livingstone hier?»

«Ja wohl!»

«In diesem Dorfe?»

«Ja wohl!»

«Ganz bestimmt?»

«Ganz bestimmt. Ich habe ihn ja eben verlassen.»

«Guten Morgen, mein Herr!» ließ sich eine andere Stimme vernehmen.

«Halloh», sagte ich, «ist das noch einer?»

«Ja, mein Herr.»

«Wie heißen Sie denn?»

«Mein Name ist Dschumah.»

«Wie, sind Sie Dschumah, der Freund von Wekotani?»

«Ja wohl.»

«Und ist der Doctor gesund?»

«Nein. Er ist nicht sehr wohl.»

«Wo ist er so lange gewesen?»

«In Manyuema.»

«Nun, Susi, laufen Sie, um es dem Doctor mitzuteilen, daß ich komme.»

«Ja wohl, Herr!» und wie ein Toller schnellte er davon.

Jetzt waren wir zweihundert Schritt von dem Dorfe entfernt. Die Menge wurde dichter und versperrte uns fast den Weg. Fahnen und Flaggen waren aufgehißt, Araber und Wangwana drängten sich durch die Eingeborenen, um uns zu begrüßen, denn nach ihrer Ansicht gehörten wir zu ihnen.

Bald kam Susi zurückgelaufen und fragte mich nach meinem Namen. Er hatte dem Doctor gesagt, daß ich im Anzuge sei, dieser aber war zu sehr erstaunt, um es zu glauben, und als er ihn um meinen Namen fragte, war Susi in Verlegenheit gerathen.

Während Susis Abwesenheit war dem Doctor jedoch die Nachricht zugekommen, daß es wirklich ein Weißer sei, dessen Flinten abgefeuert und dessen Fahnen zu sehen waren, und die großen arabischen Magnaten von Udschidschi, Mohammed bin Sali, Sayd bin Madschid, Abid bin Suliman, Mohammed bin Gharib und andere hatten sich vor des Doctors Haus versammelt, und dieser war aus seiner Veranda getreten, um die Sache zu besprechen und meine Ankunft zu erwarten.

Mittlerweile hatte die Spitze der Expedition halt gemacht; der Kirangozi war aus den Reihen getreten, hielt seine Flagge hoch und Selim sagte mir: «Ich sehe den Doctor. Ach, was für ein alter Mann ist es! Er hat einen ganz weißen Bart.» Und ich — was hätte ich nicht darum gegeben, einen Augenblick allein in der Wildnis sein zu können, um meiner Freude ungesehen in irgendeinem tollen Streich Luft zu machen, um nur die Erregung, deren ich kaum Herr werden konnte, zu beschwichtigen. Rasch klopft mir das Herz; doch darf ich meine Empfindungen nicht durch einen Gesichtsausdruck verrathen, welcher der Würde Abbruch thun könnte, die ein Weißer unter solchen außergewöhnlichen Umständen an den Tag legen muß.

Ich that also, was ich für das Würdigste hielt; stieß die Menge zurück und schritt, von hinten hervorkommend, durch eine lebendige Allee von Menschen, bis ich an den von Arabern gebildeten Halbkreis gelangte, an dem vorn der Weiße mit dem grauen Bart stand. Als ich langsam auf ihn zutrat, bemerkte ich, daß der Mann mit dem grauen Bart blaß und ermüdet aussah und eine bläuliche Mütze mit verschossenem goldenem Bande, eine Weste mit rothen Aermeln und ein paar graue Hosen trug. Ich wäre gern auf ihn zugelaufen; nur war ich in Gegenwart eines solchen Pöbelhaufens zu feig dazu. Ich wäre ihm gern um den Hals gefallen; nur wußte ich nicht, wie er, als Engländer, mich aufnehmen würde. Ich that also, was Feigheit und falscher Stolz mir als das Beste anriethen, schritt bedächtig auf ihn zu, nahm meinen Hut ab und sagte:

«Dr. Livingstone, wie ich vermuthe.»

«Ja», sagte er mit freundlichem Lächeln, die Mütze leicht lüftend.

Ich setze meinen Hut wieder auf den Kopf, er seine Mütze, wir reichen uns herzlich die Hand und ich sage laut:

«Ich danke Gott, Doctor, daß es mir gestattet ist, Sie zu sehen.»

Er erwiderte: «Und ich bin dankbar, daß ich Sie hier begrüßen kann.»

Hierauf wende ich mich zu den Arabern, nehme als Antwort auf ihren Begrüßungs-Chorus von Yambos meine Kopfbedeckung ab und der Doctor stellt sie mir mit Namen vor. Dann kehren Livingstone und ich, die Menge und die Män-

Immer munter, immer froh ... das Geheimnis?... BANAGO!

Ihre Kinder essen nicht?
Geben Sie ihnen BANAGO!

Banago führt dem jugendlichen Organismus alle notwendigen Nähr- und Aufbaustoffe zu. Dank seiner wissenschaftlich erprobten Zusammensetzung fördert Banago das Wachstum und die gesunde Entwicklung Ihrer Kleinen. Banago gewährleistet auch eine gute Knochen- und Zahnbildung.
Wenn Ihre Kinder nicht gut essen, besonders wenn Sie die bloße Milch nicht gern trinken, dann greifen Sie zum herrlichen, appetitanregenden Banago. Sein Gehalt an Vitaminen B_1 und D steht unter ständiger Kontrolle des Schweizerischen Vitamin-Institutes

Sammeln Sie die lehrreichen NAGO-Bilder!

PW

Für Feriengrüße den «Waterman»

Es ist ein schöner Brauch, Grüße mit lieben Verwandten, Freunden und Bekannten durch die Post auszutauschen. Eine schöne Ansichtskarte aus den Ferien oder ein Brieflein machen Freude und schaffen Sympathie. Und mit «Waterman» ist das Schreiben ein Vergnügen

Waterman's

Auf der ganzen Welt millionenfach bevorzugt!

Sie schreibt am besten mit Waterman-Tinte

ner, die meine Gefahren mit mir getheilt haben, völlig vergessend zu seinem Tembé. Er weist auf die Veranda oder vielmehr den Lehm-Altan unter dem breiten überhängenden Dach hin und zeigt auf seinen eigenen Sitzplatz, dessen Construction ihm, wie ich sehe, sein Alter und die Kenntniß des Lebens in Afrika eingegeben hat, und der aus einer Strohmatte mit einem darüber gelegten Ziegenfell und noch einem anderen Fell besteht, das an die Mauer genagelt ist, um seinen Rücken vor der Berührung mit dem kalten Lehm zu bewahren. Ich protestire dagegen, seinen Sitz einzunehmen, der ihm so sehr viel mehr ziemt als mir, der Doctor aber gibt nicht nach, und ich muß ihn einnehmen.

Wir, der Doctor und ich, sitzen mit dem Rücken gegen die Wand. Die Araber setzen sich zur Linken. Mehr als tausend Eingeborene befinden sich vor uns und erfüllen dicht den ganzen Platz. Sie befriedigen ihre Neugierde und unterhalten sich über die Thatsache, daß zwei Weiße in Udschidschi zusammentreffen, der eine eben von Manyuema im Westen, der andere von Unyanyembé im Osten kommend.

Die Unterhaltung beginnt. Um was sie sich dreht, habe ich, offen gestanden, vergessen. Ach, wir richteten Fragen aneinander, wie folgende:

«Wie sind Sie hierhergekommen?» und «Wo sind Sie die ganze lange Zeit über gewesen? Die Welt hat Sie für todt gehalten.» Ja, so fing die Unterhaltung an; was der Doctor mir aber erzählt und was ich ihm gesagt, kann ich nicht genau wiedergeben, denn ich war damit beschäftigt, ihn anzublicken und den wunderbaren Mann, an dessen Seite ich jetzt in Central-Afrika saß, zu studiren. Jedes Haar seines Hauptes und Bartes, jede Runzel seines Gesichts, seine hagern Züge und sein etwas abgespanntes Aussehen brachte mir die Kunde, nach der ich mich immerwährend gesehnt, seitdem ich die Worte gehört: «Nehmen Sie, was Sie brauchen, aber — finden Sie Livingstone.»

Aus Henry M. Stanley: «Wie ich Livingstone fand.» Leipzig 1879. (Orthographie der Zeit)

Orientalische Höflichkeit

Von Joseph Arthur Graf von Gobineau

In Schiras war unser Obliegen, den Prinzen Thamas-Mirza zu begrüßen, was wir auch am Tag nach der Ankunft unserer Karawane ausführten. Der Weg zum Palast gab keinen Anlaß, die ersten Eindrücke über das Volk in diesen Gassen zu revidieren. Die Menge, die uns Schritt für Schritt umdrängte, war ebenso frech und lärmig wie abends zuvor, obwohl nichts an unserer Person sie herauszufordern schien. Der Palast war schön, verglichen mit der restlichen Stadt, das heißt: er stand noch beinahe, wenigstens jener Teil, der sichtbar war. Was den übrigen betrifft, so möchte ich nichts verantworten. Wir durchquerten einen Garten, und man führte uns in den rein aus Spiegeln bestehenden Talar (Festraum), darinnen Sessel zu unserem Empfang bereitet waren und Blumen in Ueberfülle zwischen den Säulen. Das war hübsch und elegant. Der Prinz trat ein zur gleichen Zeit wie wir, und als alle sich niedergelassen hatten, begannen die Kaliane (Wasserpfeifen) und Sorbets, Kaffee und Tee ihr gewohntes Hin und Her. Dabei entwickelte sich die Unterhaltung unter großen Höflichkeitsbezeugungen und beruhte vor allem auf Fragen, die Seine Königliche Hoheit über Europa stellte. Von unseren Wissenschaften interessiert die Orientalen am ehesten die Geographie. Da reden sie gerne darüber, natürlich nicht ohne Mißgriffe, die uns, die wir das alles wissen, seltsam erscheinen. So war Thamas-Mirza nicht mehr sicher, wie das Meer zwischen Frankreich und Spanien heiße, und interessierte sich aufs lebhafteste für die Erstellung einer Eisenbahn zwischen Marseille und Algier. Aber wenn wir uns die kleine Zahl europäischer Gelehrter vergegenwärtigen, welche die genaue Lage von Mesched und Kerbela kennen (was der hinterste Bettler in Persien todsicher weiß), dann verstehen wir, daß ein gebildeter Mensch in Asien nur mittelmäßig unsere Verhältnisse kennt.

Folgenden Tags sandte der Prinz unserem Minister, dem Haupt unserer Reisegesellschaft, Früchte mit der Bitte, sie zu einer bestimmten Stunde zu essen, denn zur selben Zeit würde er seinerseits davon kosten. Es war nichts Liebenswürdigeres auszudenken. Gleichzeitig bat er uns für den folgenden Tag zu sich, mit ihm in einem Garten zu speisen, der etwa eine Viertelmeile von dem unsrigen entfernt lag. Wir hatten in gewohnter Weise hinzugehen, zu Pferd, in Begleitung unserer Leute. Doch der Prinz unterließ nicht, mir mitzuteilen, daß meine Familie einen anderen Weg wählen möge, und daß er ein Verbot erlasse, für wen immer, sich auf diesen Weg zu begeben zu jener bestimmten Stunde, und dies bei schwerster Strafe. Wir stimmten überein, daß nur so und nicht anders jene Prinzessin aus China sich in den Straßen der Hauptstadt ihres königlichen Vaters ergangen haben konnte. Bei jedem neuen Schritt, den man in Asien tut, begreift man besser, daß das wahrste, genaueste und vollständigste Buch über die Königreiche dieses Erdteils «Tausend und eine Nacht» ist, und daß nie mehr etwas dergleichen geschaffen werden kann.

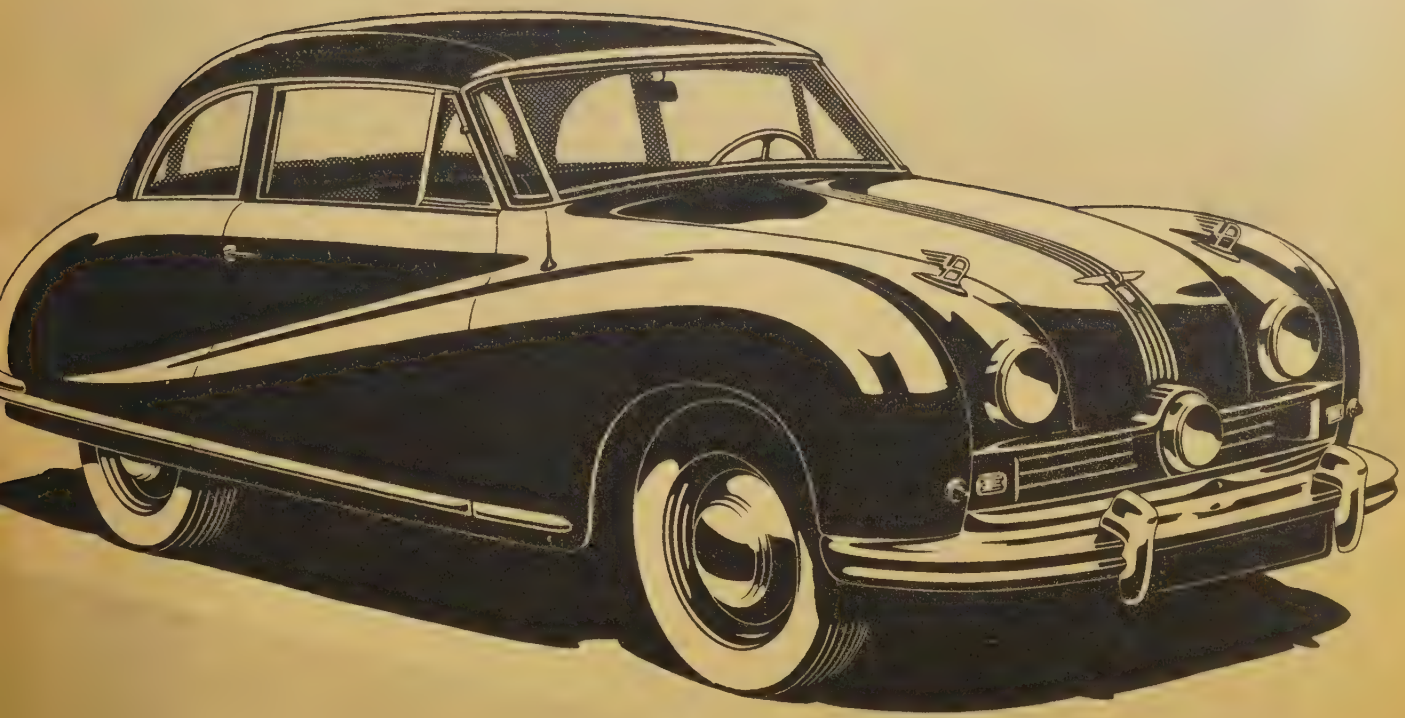
Wir hielten darauf, genau zur bestimmten Stunde einzutreffen, und fanden im Gartengrund einen unter Bäumen gebreiteten Teppich sowie Sessel für eine größere Gesellschaft; blumengefüllte Vasen waren mit Geschmack verteilt. Der Ort glich den Gärten Italiens, darin mehr Steine als Gewächs und mehr Architekto-

AUSTIN

AUSTIN A90 ATLANTIC COUPÉ

Die Neuschöpfung einer der ältesten englischen Automobilfabriken. Elegant, schnittig und rassig in Form und Leistung . . . das kennzeichnet die Sonderklasse dieses neuen, hervorragenden Wagens bester englischer Herkunft.

Kraftvoller O.H.V.-Motor, 2 Vergaser, synchronisiertes 4-Ganggetriebe, Schaltung am Lenkrad, 4/5 plätzig, feinste Lederpolsterung, großer Kofferraum, Luxus, Komfort. Preis Fr. 14 000.— + Wust.



GENERALVERTRETUNG EMIL FREY ZÜRICH

Verkauf: Werdmühlestraße 11, Telephon 23 47 77
Werkstatt: Flurstraße 44, Telephon 52 44 66

Bolex paillard L8

Blüten am Baum der Zeit

bleiben ewig frisch und duftig . . .

MIT DER KINO-KAMERA

PAILLARD L8

DIE KÖSTLICHSTEN AUGENBLICKE DES DASEINS ERSTEHEN JEDERZEIT, VON LEBEN SPRÜHEND, NEU VOR SEINEN AUGEN UND ERGÖTZEN SPÄTERE JAHRE

DIE KLEINE KINO-KAMERA

PAILLARD L8

ist ein bequemer Begleiter mit unfehlbarem Gedächtnis

ELEGANT, PRÄZIS, PREISWERT

Im Handumdrehen geladen. Einstellbar auf Aufnahmefrequenz von 12, 16, 24 und 32 Bilder/Sek. 15 m Projektionsfilm (Doppel 8 mm). Qualitätsoptik Kern-Paillard erzielt scharfe, klare Bilder

Verlangen Sie eine unverbindliche Vorführung bei Ihrem Photohändler

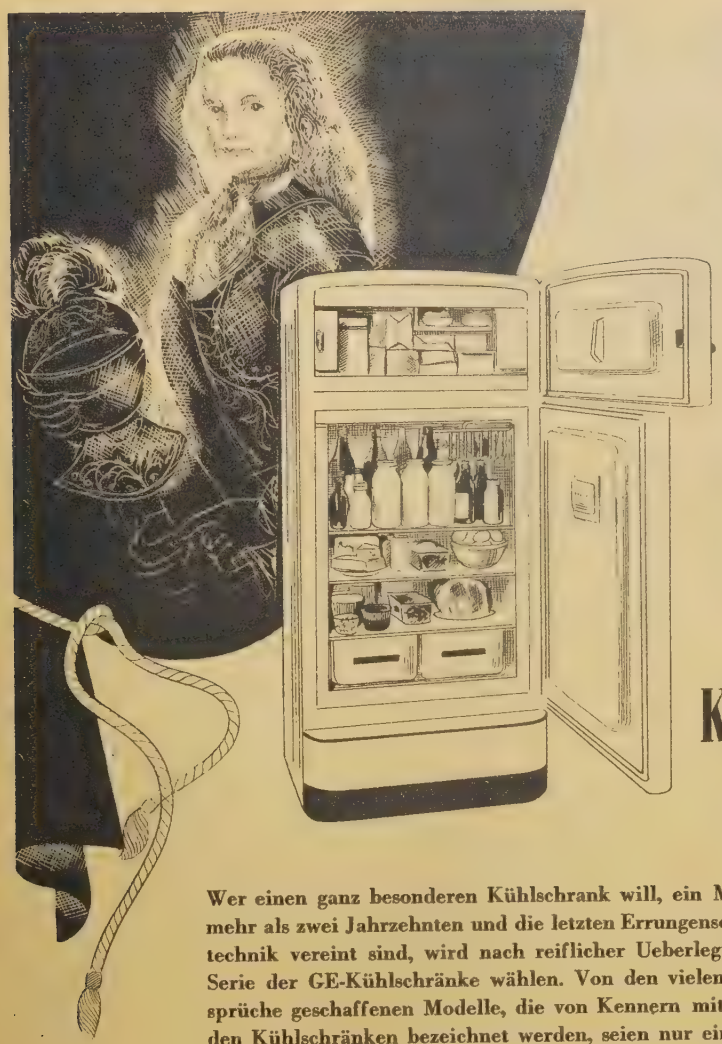
nisches als Bäume zu finden sind. Eine Folge von Terrassen erhob sich, die einen über den andern, vom Gartengrund bis zum Fuß des Palastes, welcher zweistöckig darüberragte. Jede Terrasse endete in Blumengebüsch und wies eine Reihe Springbrunnen auf, deren Wasser im Fall den Fuß der ganzen Pyramide erreichen sollten. Zum Unglück war das Wasser nicht reichlich genug. Unter denjenigen aber, welche das Fest vorbereiteten, gab es erfinderische Geister, und siehe da, wie sie sich aus der Affäre zogen: Kaum hatte sich die ganze Gesellschaft niedergelassen, da sprang ein Wasserspiel, tat seine Pflicht während zweier, dreier Sekunden, und, dieweil es noch sein Bestes gab, stürzte bereits ein Mann hervor und stopfte ihm den Mund mit einem Stoffknäuel. Sogleich begann das nächste Wasserspiel seinen Tanz. Aber mit derselben Promptheit, nachdem es deutlich gezeigt, wozu es unter Umständen fähig war, schloß man ihm den Mund, und da war es an seinem Nachbarn, sich zu zeigen. Und so, vom einen zum andern, belebte sich die Szene, und da es deren hundert sein mochten, verteilt über alle Terrassen, sah man zwanzig Wasserwärter in rasender Eile begriffen, wie schreiende Vögel, die Zapfen auf- und absetzend für das Wasser, das mit dem besten Willen der Welt in gleichmäßiger Spärlichkeit floß.

Wir waren völlig bezaubert von diesem Anblick, auf den wir keineswegs vorbereitet waren und der uns anziehender schien als die Effekte einer noch so raffinierten Mechanik. Seine Königliche Hoheit war erfreut über unsere Befriedigung und hätte das Spiel noch endlos fortgesetzt, wenn nicht, nach unseres Ministers Ansicht, die guten Leute, die sich da oben rasend in Schweiß liefen, der Ruhe bedurft hätten. Er gab deshalb zu verstehen, daß man ohne weiteres zu anderen Vergnügungen übergehen dürfe. Wir wurden darauf geladen, in den Palast hinaufzusteigen. In einem hübschen Salon, mit Aussicht auf Schiras und Umgebung, war uns eine Tafel bereitet, die alle möglichen Kostbarkeiten zur Speise bot, denen wir Ehre antun sollten, wie uns der Prinz mit ausgesuchter Höflichkeit bat. Zweifellos um ein harmonisches Element in die verschiedenen Zerstreuungen des Tages zu bringen, war inmitten eines Salates ein ausgeklügelter Mechanismus angebracht, wieder als Wasserspiel, das ein paar Daumen hoch emporsprang. Wir schenkten dieser Wiederholung des Hauptmotivs der Feierlichkeiten die gebührende Beachtung. Leider waren wir die einzigen, die essen durften, denn wir befanden uns im Monat Ramadan, und Thamas-Mirza, als sehr frommer Fürst, hielt darauf, keine Nahrung zu sich zu nehmen vor Sonnenuntergang. Und ebenso, natürlich, sein Bruder, sein Sohn und die höchsten Offiziere. Er bezeugte uns sein höfliches Bedauern über diese ungewollte Enthaltsamkeit und wandte sich mehrere Male gegen die mit vollstem Glanz und noch weit vom Horizont strahlende Sonnenscheibe, um dann seine Umgebung mit betrübter Stimme zu fragen: «Ist die Sonne noch nicht untergegangen?» «Bèleh, bèleh, zweifellos, zweifellos ist sie es!» antworteten die Höflinge einstimmig und aus tiefster Ueberzeugung. Dennoch ließ Thamas-Mirza sich nicht beirren und blieb enthaltsam.

In Ispahan ließ uns Tscherag-Ali-Khan, der Gouverneur der Stadt, wissen, daß sie uns ein Essen offerieren wollten. Aber um uns das Ungewohnte der persischen Bräuche zu ersparen, wollten sie sich nach unseren Gepflogenheiten richten. Auf diesen Beschluß hin wurde die Tafel inmitten des Talars unseres Palastes gerichtet. Obwohl an die zwanzig geladene Gäste erschienen, war der lange Tisch völlig verloren in dem ungeheuren Raum. Wie immer war dessen vordere Seite offen, gestützt durch hohe, buntfarbige Säulen; der übliche große Vorhang, weiß, mit schwarzen Zeichen, hing bis über den anstoßenden Gartenteil hinab; wir sahen auf ein großes Wasserbecken und eine Gruppe Platanen. Unzählige farbenprächtige Diener, bekleidet und bewaffnet je nach Einfall, teils mit einem ganzen Arsenal angetan, hielten sich in Gruppen am Fuß der Terrasse oder durchkreisten den Talar mit Platten und Kalians und reichten die Speisen dar.

Der Tisch war mit Hilfe unserer europäischen Diener gerichtet worden, ein wenig in der Art Europas und viel in der Weise Persiens. Der Mitte entsproß ein Wald von Vasen, Gläsern, blaukristallenen Schalen, weiß, gelb, rot mit Blumen gefüllt. Blumen überall. Blumen in Hülle und Fülle. Für uns war diese Anhäufung verschiedener, uneinheitlicher Farben ein wenig neu, aber nicht ohne Eleganz. Für unsere Gäste dagegen bestand das Neue in den Löffeln und Gabeln, die ihrer warteten und die sie nun erproben mußten. Dieses Diner war äußerst ergötzlich. Ich hatte mir zur Seite zwei Perser, einen Bruder von Ali-Khan und einen Mann aus Ispahan. Sie fochten aufs beste in ihren Tellern herum mit diesen unbekannten Werkzeugen, mit denen man sie beehrt, und beglückwünschten sich gegenseitig, wenn es ihnen gelungen war, ein Stück zu Munde zu bringen, ohne sich gestochen zu haben — oder gar trotzdem. Ganz nach den Gesetzen der Höflichkeit wetteiferten sie in Lobsprüchen über unsere Methode, über deren unvergleichliche Vorzüge und die Leichtigkeit, mit der sie zu handhaben sei. Einige Speisen schienen ihnen von besonderem Genuß, und darunter auch unser Senf: Einer von ihnen füllte sich den Teller damit und versicherte, daß er nie etwas Besseres im Leben gegessen habe. Alles in allem glich ihr Essen einer Art Gymnastik, die sie nicht allzusehr nährte, und ich nötigte sie deswegen heimlich, die Höflichkeit nicht zu weit zu treiben, sondern sich nach ihrer Art zu bedienen, um nicht hungrig vom Tische zu gehen. Sie machten viel Geschichten, um schließlich die goldene Mitte zu wählen: Während sie mit der linken Hand die Gabel in die Luft streckten, ergriffen sie die Speisestücke mit der Rechten und bemerkten, so wie Frankreich und Persien nur gewinnen könnten durch gegenseitige Freundschaft und Einigkeit, gelange man in gleicher Weise durch Verbindung der beiden Eßweisen zur Vollendung. Eines jedenfalls war sicher — sie aßen.

Aus «Trois ans en Asie (1855—1858)», Paris 1905. Deutsch von Ruth Neukomm



Die Aristokraten unter den Kühlschränken

Wer einen ganz besonderen Kühlschrank will, ein Modell, in dem die Erfahrung von mehr als zwei Jahrzehnten und die letzten Errungenschaften der modernen Kühlschranktechnik vereint sind, wird nach reiflicher Ueberlegung eines der Luxusmodelle in der Serie der GE-Kühlschränke wählen. Von den vielen Schikanen dieser für höchste Ansprüche geschaffenen Modelle, die von Kennern mit Recht als die Aristokraten unter den Kühlschränken bezeichnet werden, seien nur einige wenige erwähnt:

— das Butterkonditionierungsabteil, in dem die Butter frisch und streichfertig erhalten bleibt,
— die geräumigen porzellan-emaillierten Gemüseschubladen,
— das separate Tiefkühlabteil für Gefrierpackungen,
— der praktische Fleischbehälter,
— das hermetisch verschalte GE-Kühlaggregat,
— die maximale Raumausnützung, der unvergleichliche Finsh
— und die 5jährige GE-Garantie.

Der GENERAL ELECTRIC-Luxus-Kühlschrank ist auch für Ihre Küche ein Schmuckstück von bleibendem Wert.
Besuchen Sie bitte unsere Ausstellung im Claridenhof, und lassen Sie sich diese einzigartigen Modelle unverbindlich zeigen.

Preise von Fr. 2535.— bis Fr. 3600.—

GENERAL ELECTRIC

Generalvertretung und Service

NOVELECTRIC AG. ZÜRICH

Claridenstraße 25 Tel. 23 97 66

Regionalvertretungen:

Aarau: Wullschleger & Rüetschi
Baden: Gebr. Demuth & Co.
Basel-Liestal: L. & H. Rosenmund
Bern: Paul Schaller AG., Effingerstr. 4
Herisau: Rechsteiner & Co., Platz
Langenthal: Emil von Bergen
Lausanne: Novelectric S. A.
Angle Place Pépinet-Gd St. Jean
Lugano: Gusberti & Co
Luzern: Elektro Affentranger
Martigny-Bourg: Albert Bruchez
Monthey (Wallis): Fern. Borella
St. Gallen: Rechsteiner & Co.,
St. Leonhardstr. 20
Zug: Gebr. Kunz, Neugasse 23

HERMES

Fortschritt
der
Technik...

Hermes
hält
Schritt!

HERMES
Ambassador

Modernste Schreibmaschine mit bahnbrechenden technischen Neuerungen. Modelle mit und ohne elektrischen Wagenrückschub ab Fr. 990.—

Verlangen Sie Prospektmaterial
oder eine unverbindliche Vorführung

HERMES

HERMAG
Hermes-Schreibmaschinen AG.
Generalvertretung
für die deutsche Schweiz
Zürich, Bahnhofquai 7
Vertreter in allen Kantonen

Der Igel

VON KONSTANTIN FEDIN

Der Bauer hatte kein leichtes Leben. Schon als Kind kannte er nur Not und Mühe, und später hörte er kein gutes Wort. Jeder trachtete danach, ihn in ein Joch einzuzwängen. Er wurde düster, schaute keinem Menschen in die Augen und wiederholte nur: «Es gibt keine Freude für den Menschen auf dieser Erde.»

Seine alte Frau war mit ihm nicht einig. Sie meinte: der Mensch müsse doch Freude erfahren, wenn auch nur einziges Mal im Leben; wenn auch nur durch eine Blattlaus, aber es müsse doch sein!

In diesem Glauben starb sie, und mit dem Bauern ging es sichtlich bergab; er wurde krumm und dürr, und nie erhellte sich sein Gesicht zu einem Lächeln. Im Sommer arbeitete er auf dem Feld, im Winter saß er in seiner Hütte. Mit anderen Menschen hatte er nichts zu tun, sah immer finster drein und brummte in seinen Bart: «Es gibt keine Freude für den Menschen auf dieser Erde.» Darum nannte man ihn den «Finsteren».

Eines Tages ging er über den Marktplatz. Ein altes Weiblein kam ihm entgegen, auch so ein schwaches Ding, zum Umblasen, wie seine Frau zuletzt war. Sie hielt ihn an und bat:

«Bauer, kauf' mir den Igel ab.»

«Was soll ich damit anfangen?»

«Nun, du wirst es lustiger haben, und er wird dir die Ratten fangen.»

«Was für eine Unterhaltung kann man von einem Igel haben?» sagte der «Finstere». Und doch regte sich in ihm der Gedanke: Ratten habe ich in meiner Hütte und in der Getreidekammer ein ganzes Heer. Soll ich wirklich den Igel kaufen, damit er sie auffrißt?

«Gut, gib ihn her», sagte er.

Er wickelte den Igel in ein Tuch, band die vier Zipfel zusammen und brachte das Bündel nach Hause.

Der Igel lag in der Stubenecke, eingerollt wie eine Kugel und rührte sich nicht. Der «Finstere» schob ihm ein Krümchen Quark zu, blieb daneben stehen und schaute: was kommt jetzt wohl?

Der Igel senkte seine Stacheln, durch ein Spältchen streckte er sein spitzes Schnäuzchen, bewegte es hin und her und schnüffelte. Wie ein Dieb haschte er dann schnell nach dem Quark, rollte sich wieder zu einer Kugel ein und blieb unbeweglich.

«Das hat dir wohl gefallen?» sagte der «Finstere». Und wieder schob er dem Igel etwas Leckeres zu, beobachtete seine Bewegungen und fuhr sich mit allen fünf Fingern durch den Bart.

So beschäftigte er sich bis zum Abend und merkte nicht, wie es dunkelte. Der Igel wurde bald zahm wie ein Hündchen. Rief man ihn, so lief er herbei, klopfte mit den harten Krallen auf den Boden, raschelte mit den Stacheln und schnaubte mit seiner Rattennase. Betrat der «Finstere» nach vollendeter Arbeit die Stube, so lief der Igel auf ihn zu, nagte an seinen Bastschuhen und versuchte, den Kopf zu heben, als ob er dem Bauern ins Gesicht schauen wollte. Während der Bauer zu Mittag aß, bewegte sich der Igel zwischen seinen Füßen, suchte nach Abfällen und antwortete auf die Reden seines Brotherrn mit Schnauben und leisem Grunzen. Der Igel hatte seine Scheu vor dem Menschen verloren, und der Bauer — sobald er seine Arbeit draußen beendet hatte — eilte nach Hause, um den Igel zu füttern und mit ihm zu plaudern.

«Wohin so eilig?» fragte man ihn. «Ist dir etwas Erfreuliches zugestoßen?» Der «Finstere» zog die Augenbrauen zusammen und antwortete gewohnheitsmäßig: «Was für eine Freude kann dem Menschen auf dieser Erde beschert werden?»

An einem trüben Herbsttage kam der Bauer nach Hause, schmatzte wie gewöhnlich mit den Lippen, horchte — nichts regte sich. Er schaute hin und her — kein Igel war zu sehen. Der «Finstere» suchte nach ihm in allen verborgenen Ecken, er kehrte sein ganzes Hab und Gut um und um — der Igel war verschwunden. Der Bauer setzte sich an den Tisch und löffelte träge und mißmutig seine Grütze. Da hörte er plötzlich unter dem Tisch ein leises Schnauben. Er bückte sich — wahrhaftig, es war der Igel! Aber ganz anders war er geworden: ungelenkig und schwerfällig bewegte er sich in der Stube, weich, ohne zu klopfen, als ob man ihm die Krallen abgeschnitten hätte. Er warf sich gierig auf das Essen, würgte an der Nahrung und bettelte immer um neue Bissen. Der «Finstere» begriff, daß es für das Tier Zeit war, sich zum Winterschlaf vorzubereiten, und es wurde ihm bange vor dem langen Winter.

Der Igel verschwand wieder. Der Bauer hoffte, daß er nochmals erscheinen werde, um sich auf Vorrat sattzufressen, aber nein, er kam nicht mehr hervor. Der «Finstere» gab sich große Mühe, die Schlafstätte des Tieres ausfindig zu machen. Schließlich entdeckte er sie in einer dunkeln verborgenen Ecke unter dem Ofen. Dort lag der Igel fest zusammengerollt, wie tot. Der Bauer betupfte ihn mit dem Finger, drehte ihn um, dann legte er das Tier wieder so hin, wie es vorher gelegen hatte, kam aus dem staubigen Versteck hervor und seufzte tief.

Lange Herbsttage mit Nebel und Regen krochen über das Land. Dann wurde Frost vom Wind hergeweht, Schneestürme wüteten, die Erde wurde kalt wie eine Leiche.

Die Langeweile und die Einsamkeit überwältigten den «Finsteren». Wieder ging er gebückt umher, sah die Menschen nicht an und brummte in seinen langen

Elegante Pumps
In klassischem Golfschnitt zum Tailleur, Nachmittagsschuhe aus feinen, weichen Materialien in Chamois und Reptil. Vorzügliche Paßformen, neue Modelle in gepflegter Auswahl.

GUT BEDIENT IM SCHUHHAUS LÖW-PROTHOS

Baden Bruggerstrasse 12 · Basel Gerbergasse/Falknerstr 12 · Bern Neuengasse 28 · Genève 1, Place du Lac
Lausanne 29, Rue de Bourg · Luzern Weggisgasse 28 · Olten Kirchgasse 3 · St. Gallen Neugasse 5 · Thun Bälliz 32
Weinfelden Lindenhof/Marktplatz · Zürich Central, Limmatquai 112 · Zürich Linthescherg /Usteristr · Zürich z. Thalhof Pelikanplatz 15

VITTEL

GRANDE SOURCE
FÜR NIERENERKRANKUNGEN
SOURCE HEPAR
FÜR LEBERLEIDEN
Heilquelle für Gelenkentzündungen

SAISON : 25. Mai - 20. September
GOLF ★ RENNEN
SCHWIMMBASSIN
IM CASINO : Gala Abende
Zahlreiche Hotels
Das Geeignetste für Ihre Kur in
VITTEL

zerzausten Bart: «Es gibt keine Freude für den Menschen auf dieser Erde.» Hie und da suchte er das Versteck des Igels auf, rührte das schlafende Tier mit dem Finger an und roch an ihm: ob es noch am Leben ist?

Im Frühling wehte der warme Wind dem alten Bauern eine böse Krankheit zu; er fühlte die Nähe des Todes.

Eines Tages lag er auf der Bank, vom Fieber gequält, und wartete auf sein Ende. Plötzlich hatte er ein Gefühl, als ob ihm kalte Wassertropfen auf die Hand fielen. Er schaute hin — es war der Igel, der wie betrunken an die Hand des Kranken stieß, als ob er sie belecken wollte.

Woher nahm der «Finstere» die Kraft? Er sprang von der Bank auf und — wie ein krankes Kind — kauerte am Boden und kroch um den Igel herum. Er plauderte und rief, so daß sich seine Stimme überschlug. «Du meine Freude, mein Igelchen, bist ja erwacht!»

Als der Igel den ihm vorgesetzten sauren Rahm zu lecken begann und seine ganze Schnauze damit verschmierte, fing der «Finstere» an zu lachen. Es war ein inniges, glückliches Kinderlachen, das erste in seinem ganzen Leben! Und lachend hauchte er seine Seele aus.

So fand man ihn am anderen Morgen in der düsteren Stube: er lag am Boden, das Leuchten der Freude war auf seinem toten Antlitz erstarrt.

Aus dem Russischen übersetzt von N. Oe.

Dankschreiben des Freiherrn Fr. R. L. von Canitz an zwei Fräulein von Schwerin, die ein Geschenk für ihn nähten (1696)

Vergönnt mir, Schönsten, daß ich mag
Durch diesen Brief die Hände küssen,
Die gestern einen ganzen Tag
Zu meinem Dienst sich regen müssen,
Und daß ich meine Dankbarkeit,
Zu der ich euch verbunden lebe,
Bei dieser frühen Morgenzeit
Gehorsamst zu erkennen gebe.

Solange wie ich reden kann,
Soll immer euer Lob erschallen,
Weil ihr so manchen Stich gethan,
Mir armen Diener zu gefallen.
Mein Herz, das stellt sich selber ein,
Mit diesem will ich euch begaben,
Wenn ihr nur wollt zufrieden sein,
Ein schlechtes Macherlohn zu haben.

Nur daß ihr ohne Fingerhut
Gefochten und den Daum verletzet,
Daß euer schönes Purpurblut
Die eine Lilienhand benetzet,
Hat mir so weh als euch gethan,
Weil ich mir die Gedanken mache,
Daß dieses Blut schreit himmelan
Und fordert die verdiente Rache.

Verfluchte Nadel, die du dich
So eines Frevels unternommen,
Ich wünsche, daß kein guter Stich
Mehr mag von deiner Spitze kommen.
Sonst aber wünsch' ich zum Beschluß,
Um mich nicht länger zu verweilen,
Daß bald mein demutsvoller Kuß
Den bösen Daumen möge heilen.

Vignette von Hugo Wetli

Man wird
Ihr Haar bewundern
— noch heute Abend —
nach einem

Lustre-Creme Shampoo...

Kein anderes Shampoo vereinigt diese magische Schaumkraft mit der wohltuenden Wirkung des reinen Lanolins — zum Gewinn wirklich schöner Haare.

Colgate-Palmolive A.G., Talstr. 15, Zürich

Lustre-Creme, eine geschützte Verbindung besonders schaumkräftiger Bestandteile mit reinem Lanolin, schäumt in härtestem Wasser und hinterlässt Ihre Haare duftend rein, frei von Schuppen, schimmernd, geschmeidig und wundervoll zu frisieren!

Grosse Tube Fr. 2.25
Kleine Tube Fr. 1.25
(Wust inbegriffen)

Bekannte Friseure verwenden Lustre-Creme und empfehlen sie für alle Arten von Frisuren und Dauerwellen. In der Schönheitspflege erfahrene Frauen haben sie zu Amerikas bevorzugtem Creme-Shampoo gemacht. Versuchen Sie Lustre-Creme! Man wird — wie Sie selbst — von ihrer Wirkung entzückt sein!

MARCHANT

DA MARCHANT-RECHENMASCHINEN IN WENIGER ZEIT MEHR RICHTIGE RESULTATE LIEFERN, DABEI ABER NICHT MEHR KOSTEN, HABEN SICH SCHON TAUSENDE VON SCHWEIZER FIRMEN FÜR DIESES SYSTEM ENTSCHIEDEN. VERLANGEN SIE UNVERBINDLICH EINE GRATIS-PROBEMASCHINE.

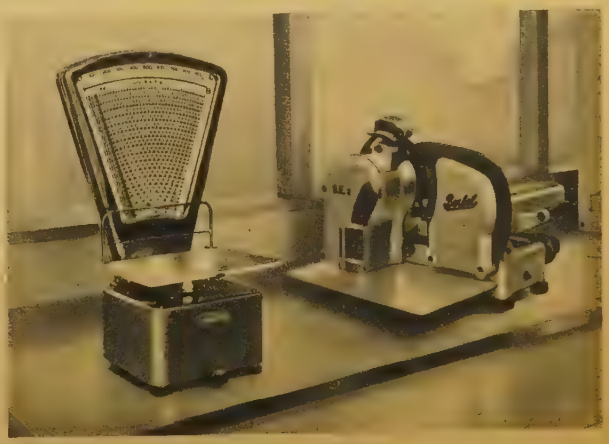
Figuremaster
AMERICA'S FIRST CALCULATOR

SCHWEIZ. GENERALVERTRETUNG RENÉ FAIBLE, ZÜRICH
Schulstraße 37, Tel. (051) 46 43 73

BERKEL

Waagen und Schneidemaschinen

In vollendeter Form! Von größter Präzision!



BERKEL ist ein Begriff
für Qualität, Präzision und Zuverlässigkeit.
Verlangen Sie unsere unverbindliche Offerte!

BERKEL AG.

Hohlstr. 535 Zürich-Altstetten Tel. (051) 52 53 22

LUZERN

Internationale Musikfestwochen

1950

9. - 29. August

Fünf Symphoniekonzerte

«Fausts Verdammung» von Berlioz

Trio-Abend Serenaden Bach-Feier Orgelkonzert

Meisterkurse

«Oedipus», Schauspiel von Jean Cocteau

Auskünfte und Billette durch das Offizielle Verkehrsbureau Luzern, Schweizerhofquai 4

Kunstmuseum Luzern, bis 2. Oktober: Ausstellung

WIENER BIEDERMEIER-MALER

und

CARL SPITZWEG

Abschiedsbriefe aus dem ewigen Eis

Die folgenden Briefe fand man im November 1912 in dem Zelt, das den drei rettungslos der tötenden Kälte ausgelieferten Südpolforschern Scott, Wilson und Bowers acht Monate vorher zum eisigen Grab geworden war. Die Briefe lagen in einer kleinen Tasche mit den Tagebüchern unter Scotts Schultern; den Arm hatte er in letzter großer Gebärde um den toten Wilson gelegt. Die Abschiedsbriefe des sterbenden Scott werden für alle Zeiten in dem, was sie sagen und in dem, was sie verschweigen zu den Urdokumenten menschlicher Tapferkeit vor dem Tode gehören.

Mein lieber Barrie!

Mit uns geht es an dem trostlosesten Ort dieser Welt zu Ende. Da man hoffentlich diesen Brief finden und Ihnen senden wird, schreibe ich ein Wort des Abschieds... Noch dringender möchte ich Sie bitten, meiner Witwe und meinem Jungen — Ihrem Patenkind — beizustehen. Wir zeigen, daß Engländer noch kühnen Mutes zu sterben wissen, den Kampf bis ans Ende ausfechtend. Man wird erfahren, daß unser Plan, den Pol zu erreichen, gelungen ist, und daß wir alles, was möglich war, getan haben, ja so weit gegangen sind, uns selbst zu opfern, um kranke Gefährten zu retten. Den Engländern der Zukunft mag dies ein Vorbild sein, und ich hoffe, daß unser Vaterland denen helfen wird, die zurückbleiben, um uns zu betrauern. Ich hinterlasse meine arme Frau und Ihr Patenkind. Wilson hinterläßt eine Witwe, und Edgar Evans auch eine Witwe in dürftigen Verhältnissen. Tun Sie, was Sie können, um ihren Ansprüchen Anerkennung zu verschaffen. Leben Sie wohl! Ich fürchte den Tod nicht, aber ich bin traurig darüber, daß mir nun manches bescheidene Vergnügen entgehen wird, das ich mir von unsern künftigen langen Märschen versprochen hatte. Ich habe mich vielleicht nicht als großer Entdecker erwiesen, aber wir haben den längsten Marsch gemacht, der je zurückgelegt wurde, und standen dicht vor einem großen Erfolg. Leben Sie wohl, mein lieber Freund,

stets Ihr *R. Scott*

Wir sind in einer verzweifelten Lage, die Füße erfroren usw., kein Brennmaterial und weit von Lebensmitteln entfernt, aber es würde Ihr Herz erfreuen, wenn Sie in unserm Zelt sein könnten, um unser Singen und die heitern Gespräche mitanzuhören über das, was wir tun werden, wenn wir wieder nach der Hüttenspitze gelangt sind.

Später. Wir sind dem Ende sehr nahe, haben aber unsern Mut nicht verloren und wollen ihn auch nicht verlieren. Wir haben seit vier Tagen Sturm um unser Zelt herum, und nirgends ist Speise oder Brennmaterial. Wir hatten die Absicht, unserm Leben ein Ende zu machen, falls wir in eine solche Lage geraten sollten; aber wir haben jetzt beschlossen, in den Sielen zu sterben. Als Sterbender bitte ich Sie, lieber Freund, gut zu meiner Frau und meinem Kinde zu sein. Verschaffen Sie dem Knaben die Möglichkeit, sich fürs Leben auszubilden, wenn der Staat sie ihm nicht gewähren will. Er müßte doch wohl gut veranlagt sein...

•

Meine liebe Mrs. Wilson!

Wenn dieser Brief Sie erreicht, werden Bill und ich gemeinsam aus der Welt gegangen sein. Der Augenblick steht nahe bevor, und ich möchte gern, daß Sie erführen, wie großartig er bis zuletzt gewesen ist — immerfort heiter und bereit, sich selbst für andere aufzuopfern, und nie hat er mir einen Vorwurf darüber gemacht, daß ich ihn in dieses Elend brachte. Er leidet zum Glück nicht, wenigstens können seine Schmerzen nicht groß sein.

Seine Augen haben einen zufriedenen blauen Hoffnungsblick, und sein Gemüt ist ruhig durch den Trost, den ihm sein Glaube gibt; er lehrt ihn, sich nur als einen Teil des großen Plans des Allmächtigen zu betrachten. Ich weiß keinen andern Trost für Sie, als daß ich Ihnen sage: er ist gestorben, wie er gelebt hat, als ein tapferer, treuer Mensch — als der beste Kamerad und der zuverlässigste Freund.

Mein ganzes Herz wendet sich Ihnen in Mitleid zu.

Ihr *R. Scott*

Meine liebe Mrs. Bowers!

Diese Zeilen erreichen Sie nach einem der schwersten Schicksalsschläge, die je Ihr Leben getroffen haben.

Jetzt, wo ich dies schreibe, nähern wir uns dem Ende unserer Reise, und ich werde sie im Verein mit zwei tapfern, edlen Männern zum Abschluß bringen. Einer dieser beiden ist Ihr Sohn. Er ist mir einer meiner herzlichsten und aufrichtigsten Freunde geworden, und ich schätze seinen wunderbar rechtlichen Charakter, seine Begabung und seine Energie. Als die Not sich immer dichter um uns zusammenzog, glänzte sein furchtloser Mut immer heller; er ist bis zum letzten Augenblick heiter, hoffnungsfreudig und unbesiegbar geblieben.

Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich — sie wird den Grund kennen, weshalb ein so junges, kräftiges und vielversprechendes Leben hingerafft wurde.

Mein ganzes Herz ist übervoll von Mitleid mit Ihnen.

Ihr *R. Scott*

••

Aus «Kapitän Scott: Letzte Fahrt», zwei Bände, F. A. Brockhaus, Leipzig 1913

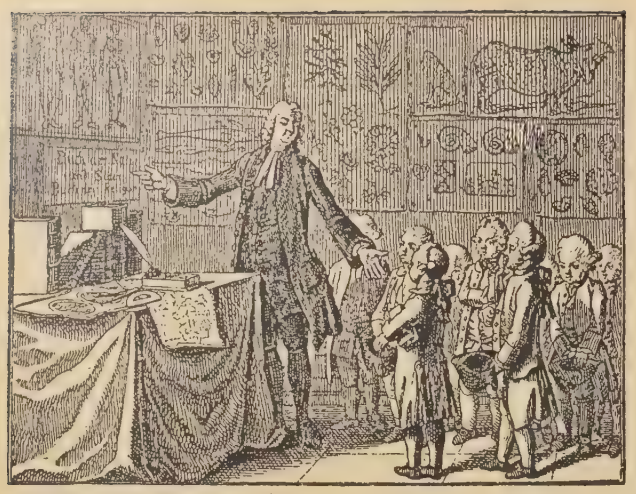
Generalvertretung für die Schweiz:

J. H. KELLER AG. ZÜRICH

Bahnhofstraße 1

Tel. 051 / 25 66 58

NUFFIELD PRODUCTS



Unterricht in den Naturwissenschaften — D. Chodowiecki, 1726—1801

Die Anerkennung, Erhaltung und Belebung der inneren Würde ist das einzige Mittel der Menschenbildung

HEINRICH PESTALOZZI

Wie erziehen wir? Nach lebendiger individueller Methode mit bewährten Lehrkräften in kleinen Klassen und Gruppen

Voralpines Knaben-Institut auf dem Rosenberg St. Gallen

werden Sie beim Anblick dieses Bildes sagen und sofort fragen: Wer macht solch auserlesene Aufnahmen?

Sie selbst! Photo um Photo wird zur Meisterleistung dank

Rolleiflex und Rolleicord

In diesen Apparaten ist Tradition und technischer Fortschritt glücklich vereint.

Lassen Sie sich die Rollei-Modelle im guten Photogeschäft zeigen.

Generalvertretung für die Schweiz:

FILMO A.G. ZÜRICH LÖWENSTR. 11 TEL. 051 256175

Das magische Element

VON OSKAR R. SCHLAG

Jeder von uns begegnet täglich Menschen, bekannten und unbekannten, solchen, die er grüßt und solchen, die er nicht grüßt, einigen, denen er aufmerksame Anteilnahme entgegenbringt, anderen, die er nur obenhin «flüchtig» begrüßt, solchen, denen er zunickt und solchen, denen er die Hand gibt oder sie ihnen sogar schüttelt. Wir werden mit anderen Menschen bekanntgemacht, und die Sitte verlangt es (wenigstens auf dem Kontinent), daß dabei ein bestimmtes Zeremoniell, eine Art von Ritus, eingehalten werde: der Aeltere oder Mächtigere, der «Einflußreichere» streckt dem Jüngeren die Hand entgegen, aber auch die Dame dem Herrn, die dieser ergreift, indem er sich gleichzeitig leicht verneigt. Die also neu geschlossene Bekanntschaft muß ferner noch, so erwartet man es, durch einen Händedruck besiegelt werden, der weder zu schwach noch zu stark sein darf. Eine Fülle anderer Dinge läuft noch nebenbei: Handschuhe müssen ausgezogen werden, der Hut wird abgenommen, in gewissen Ländern pflegt man auch noch die Hakken zusammenzuschlagen, und anderes mehr. Ein ganzer Katalog von Höflichkeitsformen hat sich an diesen einfachen Vorgang angeschlossen. Unterlaufende Formfehler werden erfahrungsgemäß meist übel vermerkt, auch von Leuten, die sich angeblich aus Formen wenig machen. Offensichtlich schwingt also ein beträchtlicher emotionaler Faktor bei diesen Grußriten mit, was uns den Verdacht nahelegt, daß wir über bloße Kommentfragen hinaus bei all diesen Dingen doch tiefer beteiligt sind, als wir es vielleicht selber wissen. Um so erstaunlicher ist es, daß es bis heute noch keine ausreichenden psychologischen Untersuchungen über dieses doch immerhin recht fruchtbare Gebiet gibt. Wir haben es hier eben mit etwas so Selbstverständlichem zu tun, daß wir es gar nicht mehr beachten. Nun hat uns die durch Freud inaugurierte tiefenpsychologische Betrachtungsweise gelehrt, daß gerade die unscheinbarsten und am wenigsten beachteten Faktoren überraschende Aufschlüsse zu vermitteln vermögen. Was mag wohl der tiefste Sinn des Händedrucks sein, was geht da eigentlich vor, wenn ich jemandem die Hand entgegenstrecke? Natürlich ist es im Rahmen eines kleinen Beitrages nur möglich, spärliche Andeutungen darüber zu machen, obwohl der Gegenstand eine Monographie verdiente.

Die heutzutage meistvertretene Theorie, daß der Händedruck lediglich eine Gebärde der Unterwerfung darstelle, trifft nur einen Teil des Sachverhalts. Es ist offensichtlich, daß ältere Elemente beteiligt sein müssen. Unbestreitbar schwingt das Motiv der Unterwerfung oder jenes andere, daß man eine waffenlose Hand und damit seine friedliche Absicht zeigen will, mit; wie jede Ausdrucksbewegung ist ja auch der Händedruck seinem Wesen nach vielschichtig und mehrdeutig. Aber woher kommt es denn, daß wir die Hand nicht nur zeigen, sondern sie vielmehr ergreifen und drücken, ja sogar mit ausgesprochenem Widerwillen reagieren, wenn wir eine schlaffe Hand finden, die unseren Druck nicht zu erwidern bereit ist? Ueberall aber, wo starke Affekte entbunden werden können, sind älteste Schichten beteiligt. Zu diesen gehört die Partizipation an der magischen Denkweise, die trotz Aufklärung und rationalisierender Psychologie im Hintergrund vieler alltäglicher Lebensäußerungen steht.

Ueber alle «zweckmäßig assoziierten Gewohnheiten» (Darwin) hinaus sind nun auch Gruß und Handschlag magische Gebärden. Wie Frazer, Lévy-Bruhl und andere überzeugend nachgewiesen haben, kreist das magische Denken oder Erleben um zwei Pole: um den der Kraft und den der Angst. Dem magischen Menschen ist der Kosmos ein einziges Kraftfeld, das von numinosen Mächten durchwaltet ist. Diese manifestieren sich mit Vorliebe an gewissen Persönlichkeiten, die in irgendeinem Sinn aus dem Rahmen des Gewohnten fallen. Neben Königen, Priestern, Zauberern, Schwangeren usw. ist vor allem auch *der Fremde* so ein gefährlicher Machtträger, wie sich anhand zahlreicher sprachlicher Belege erweisen läßt. Man denke etwa an das lateinische Hostis = der Fremde, aber auch der Gegner, der Feind, dessen «Macht» darum als besonders gefährlich empfunden wird, weil hinter ihm die Magie unvertrauter Götter west. Ihm zu begegnen, ist auf alle Fälle ein Risiko, vor dem ich mich schützen muß. Ich darf dem andern nicht ohne weiteres «in die Hände» fallen.

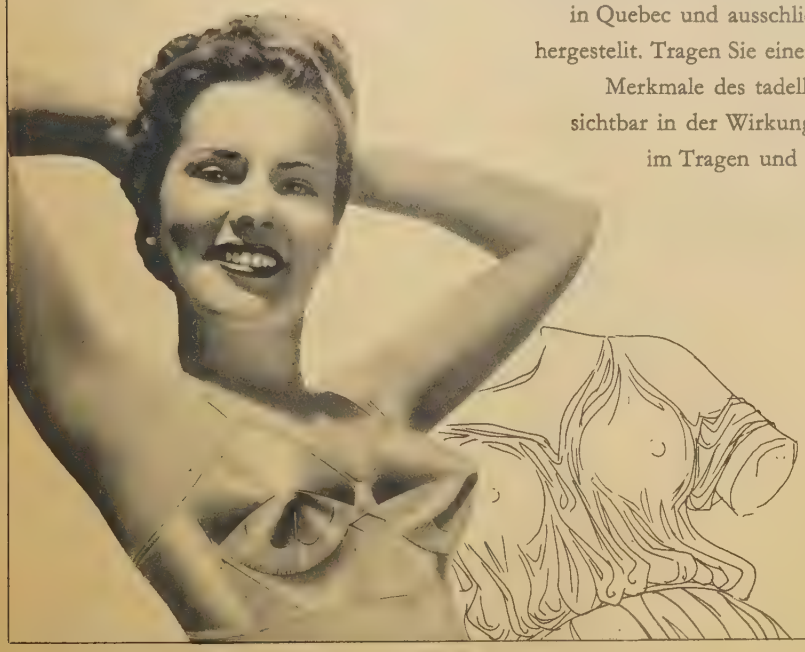
Gruß und Händedruck sollen diese Gefahr bannen. Die damit meist verbundene Namensnennung unter Gebrauch irgendwelcher Segensformeln bestätigen dies zur Genüge. Gebe ich dem anderen die Hand, so begebe ich mich nicht nur in einem Akt des Vertrauens in seine Hand, ich ergreife auch die seine und feße sie so. Das Angst-Element ist eben nie ganz aus den magischen Partizipationen zu bannen. Ich schaffe damit aber auch ein Neues: eine Gruppe, die den anderen (über seine Aufnahme in meine Gewohnheitswelt hinaus) zu meinem Verbündeten gegen die übrigen numinosen Mächte erhebt. Aus dem Verdächtigen wird ein Freund, mit dem ich nun etwas austausche: meine eigene Kraft gegen die seine. So ist der Händedruck ein Berührungszauber, durch dessen Anwendung es sowohl zur Abschwächung der Angst als auch zur Steigerung der eigenen Macht kommt. Ebensogut wie der Kuß ist auch der Händedruck ein Mittel des Kraftaustausches. Die Hand war ja von jeher ein Instrument, das bei der Uebermittlung der magischen Kraft eine große Rolle gespielt hat. Man denke nur an unser Wort Be-handlung, das sich von der zauberkräftigen Ausstrahlung der Hand herleitet und damit an den Ursprung der Medizin aus dem Heilzauber erinnert. An den uralten Glauben, daß durch Berührung mit den Händen gezeugt und empfangen

Die begehrte Angleichung an die zeitlos schönen Formen klassischer Vorbilder gewährleistet der weltbekannte

GOTHIC

Cordtex

NUBER



Sein unnachahmlicher Vorzug ist die schmiegsame *Cordtex*-Gewebe-Einlage, die unaufdringlich stützt und formt. Sie wird allein von der *Dominion-Corset-Company* in Quebec und ausschließlich für GOTHIC-Büstenhalter und -Schlüpfer hergestelit. Tragen Sie einen echten GOTHIC — dann kennen Sie die Merkmale des tadellosen Büstenhalters: unsichtbar als Halter, aber sichtbar in der Wirkung durch die klassisch-schöne Linie; kaum spürbar im Tragen und trotzdem hervorragende Stützkraft durch die schmiegsame *Cordtex*-Gewebe-Einlage.

Das Prinzip der schönen Figur: GOTHIC führt fünf *Büsten*größen — klein, junior, mittel, mitteltief, voll — und jede in allen *Umfang*größen. So paßt sich GOTHIC der Grundform jeder Büste an und stützt und formt sie zwanglos zur bewunderten GOTHIC-Silhouette. Wer einmal GOTHIC trägt, sagt wie die Amerikanerin:

GOTHIC for ever — nur noch GOTHIC

Jedes Fachgeschäft besorgt Ihnen GOTHIC gerne. Die Liste der Depositäre und einen aufklärenden Prospekt erhalten Sie durch die Lizenzherstellerin:

KORSETTFABRIK AG, ST. GALLEN

Sie finden bei uns günstige und schöne

Orientteppiche

in großer Auswahl

Volle Garantie für erste Qualität

Für Liebhaber einmalige Sammlerstücke

Ebenfalls große Auswahl in Läufern, Brücken und Vorlagen

Besuchen Sie uns unverbindlich, wir beraten Sie aus reicher Erfahrung

Teppich Schmid AG.
Bahnhofstraße 17 · Zürich

Schnelldienste nach

52 LÄNDERN DER WELT!

USA und Kanada
Dichtes Netz in Mittelamerika
Südamerika - Südafrika
Naher und Ferner Osten
Dichtes europäisches Netz

Jede gewünschte Auskunft erteilen gerne die Reisebüros, Swissair und KLM.

ZÜRICH
Telephon (051) 23 47 06, Alpenquai 30

BASEL
Telephon (061) 3 58 74, Centralbahnplatz 13

GENF
Telephon (022) 5 63 06, 24, Grand Quai

KLM
ROYAL DUTCH AIRLINES

G. LABITZKE ERBEN

Labitzke Farben

LACKE DRUCKFARBEN

ZÜRICH-ALTSTETTEN

wird (worauf schon Hartland hingewiesen hat), erinnert uns auch noch die andere Bedeutung des Wortes be-handeln, nämlich einen Menschen oder eine Sache so oder so «behandeln», sie selbst «in die Hand» nehmen, wodurch etwas Neues, eben das von mir Gewünschte, entsteht. Auch bei den Rechtsgebräuchen erweist sich die magische Bedeutung der Hand, die ja zum Beispiel bei der Eidesleistung erhoben oder auf das Heilige Buch gelegt wird. Dem Uebeltäter wird die Hand abgehauen, wodurch er einerseits bestraft, anderseits aber auch daran verhindert wird, neuerdings üble Hand-lungen zu begehen. Er wird also wiederum in seiner «Macht» verringert.

Es ist nicht verwunderlich, daß die Hand schon früh zu einem Objekt der Mantik und darüber hinaus zu einem Charakterspiegel geworden ist. Nicht nur Chiromanten und Chirologen beschäftigen sich mit der Hand, wir alle tun es instinktiv, gleichsam als unbewußte Charakterologen, wenn wir den Ausdrucksgehalt eines fremden Händedruckes spüren. Wir reagieren verschieden auf einen starken oder schwachen Griff, wir fühlen, daß ein kurzer oder knapper Druck etwas anderes meint als ein zögernder oder gar schlaffer. Wer kennt nicht den schüchternen oder unbeholfenen Griff und die derb zupackende, plumpe Vertraulichkeit, die Pseudo-Herzlichkeit des Ueber-Jovialen, der unsere Hand überhaupt nicht mehr loslassen will oder gleich beide ergreift? Instinktiv verstehen wir, was es bedeutet, wenn uns jemand in die Augen blickt, während er uns die Hand vertrauensvoll schüttelt, wie wir es auch nur zu gut verstehen, was es heißt, wenn jemand die dargebotene Hand übersieht. Es ist ein Unterschied, ob sich jemand uns zuneigt, während er uns die Hand gibt, oder ob er sich mit seinen Augen dabei schon abwendet. Der knappe uns zur Verfügung stehende Raum erlaubt es uns nicht, die unendlich vielfältigen Ausdrucksgebärden der Hand und des Händedrucks auch nur aufzuzählen, geschweige denn, sie zu deuten. Eine zusammenfassende Darstellung des einschlägigen Materials müßte auch die verschiedenen Zunft- und Kunstgriffe, das so eindrückliche Gebärdenspiel der Hand bis zum Schulterklopfen und Sichumarmen erfassen. Es würde daraus auch erhellen, daß das hier über den Händedruck Gesagte auch für die Begrüßungszeremonien anderer Zeiten und Völker gilt. Hoffentlich nimmt diese Aufgabe recht bald jemand... in die Hand.

Aphorismen

••

Wer vor dem Tod zittert, zittert auch vor dem Leben.

•

Je freier der Mensch, um so freier werden in seiner Gegenwart die anderen.

•

Um Philosoph zu sein, muß man mit Gott selbst in Konkurrenz treten — es gilt, eine Welt zu schaffen, wenn auch nur in Gedanken.

•

Je tapferer der Mensch ist, um so weniger muß er es sich beweisen.

•

Man muß seine Umgebung glücklich machen, wenn man es selbst werden will.

•

Wer dem Glück nachjagt, findet es immer bei anderen zu Gast.

•

Der beste Dünger für die Grausamkeit ist die Schwäche.

•

Der Kleinmütige erlangt nie ein höheres Glück,
weil er auf das niedere — das er bereits besitzt — nicht zu verzichten wagt.

•

Ein «gutes» Gewissen ist kein sanftes Ruhekissen; es rüttelt ständig auf!

•

Nur das kranke oder unentwickelte Gewissen
spricht lediglich im Hinblick auf eine begangene oder unterlassene
Tat — im Gewissen geht es um unser Sein als Ganzes.

••

J. R.

Die Frau die man begehrt

Sie ist begehrenswert oft nur durch unsagbare, unfassbare Kleinigkeiten – eine frische Art zu gehen – eine reizende Art, den Kopf zu wenden – durch ein geheimnisvolles Lächeln, mit dem sie ihre glänzenden Zähne leuchten lässt! Der Charme einer Frau entsteht aus Kleinigkeiten! Achten Sie mehr auf Ihre Zähne. Gibt es etwas hübscheres als perlenschimmernde, wohlgepflegte Zähne in einem weichen, roten Mund? Fragen Sie Männer – sie wissen es. Ist es ein Zufall, dass all die schönen Frauen, die man beachtet, Kolynos verwenden? Nein – es ist die bedeutungsvolle Kleinigkeit, welche Kolynos mehr für Ihre Zähne tut. *Wir* wissen, was es ist – *Sie* werden es an bewundernden Blicken erkennen können.

Kolynos-Zahnpasta – weltberühmt, weichschäumend, herrlich erfrischend – von ungewöhnlich reinigender Kraft – gesättigt mit wertvollen ätherischen Oelen, die den ganzen Mund anregen – Fr. 1.65

Kolynos-Anticaries – eine wissenschaftliche Entdeckung – ein hochwirksamer Schutz gegen das Zerstörungswerk der Mundbakterien – beides zusammen: das Beste, was man für seine Zähne tun kann! Fr. 1.90

Whitehall Pharmacal Co., New York / Doetsch, Grether & Cie. A.G.

Kolynos

Heiss:
Zehn Stunden ohne Strom, Gas oder Feuer

Kalt:
Zwei Tage ohne Eis

Tausende verwenden ihn für Kaffee, Tee, Bouillon, Limonade, Süssmost usw.

Für Balkon, Garten, Weekend, Reise

Fabrikant:
Standardwerke AG.
Dietikon-Zch.

Verkauf in allen Haushaltgeschäften

RÔTISSERIE
Storchen
ZÜRICH

Im Verkehrszentrum und doch Ruhe
Im Stadtkern und doch prächtige, freie Sicht. Rôtisserie, Tea-Room, Hotel-Bar.
Bevorzugtes Milieu für
Konferenzen, Versammlungen, Geschäftsessen, Familienfeiern usw.
Dir. C. F. Eicher Zürich am Weinplatz Telephon (051) 27 55 10

Letzte Tapferkeit Drei Briefe

FÜRSTIN VON MONACO

Sie war die Schwiegertochter des Fürsten von Monaco, Honorius II., und kam nach Paris, um ihre Kinder wieder zu sehen. — Am 25. Juli 1794 wurde die Fürstin mit 51 anderen zum Tode verurteilt. Sie erklärte, schwanger zu sein, und wurde deswegen in die Conciergerie zurückgebracht. Sie war 25 Jahre alt. Am 26. Juli wurde sie guillotiniert. Am 27. Juli fielen Robespierre und St-Just.

An Fouquier-Tinville — Filt sehr

Ich teile Ihnen mit, Bürger, daß ich nicht schwanger bin. Ich habe Ihnen das persönlich sagen wollen; da ich nicht hoffen kann, daß Sie kommen, melde ich es Ihnen auf diesem Wege. Ich habe meinen Mund mit dieser Lüge keineswegs aus Furcht vor dem Tode oder um ihn zu vermeiden, beschmutzt, sondern um mir noch einen Tag zu leben schenken, damit ich mir selbst die Haare abschneiden konnte und sie nicht von der Hand des Henkers abgeschnitten wegschenken muß. Sie sind das einzige Vermächtnis, das ich meinen Kindern hinterlassen kann; das sollen sie wenigstens rein erhalten.

Choiseul-Stainville-Joseph-Grimaldi-Monaco,
eine fremde Fürstin, die an der Ungerechtigkeit der
französischen Richter stirbt

•

THEODOR BILLROTH

Geb. Bergen auf Rügen 26. April 1829. Gest. Abbazia 6. Februar 1894. Einer der bekanntesten Chirurgen seiner Zeit. Von 1859 bis 1867 Professor in Zürich, später Wien. Großer Musikliebhaber und -kenner. Freund von Johannes Brahms.

An Prof. Czerny in Heidelberg — Abbazia, 2. Januar 1894

Lieber Freund! Herzlichen Dank für Ihre lieben Zeilen vom 24. 12. 93. Ich erwidere Ihre Wünsche aufs wärmste. Möge es Ihnen und den Ihrigen im Jahre 1894 recht gut gehen.

Ich bereite so allmählich meinen Rücktritt vor. Allem Anschein nach wird nun in diesem Jahre der Neubau meiner Klinik im 1. Hof des allg. Krankenhauses beginnen. Bleibe ich am Leben, so werde ich die neue Klinik im Herbst 1895 eröffnen und mich dann im Laufe des Jahres 1896 vom Amt zurückziehen. Es ist mir aber bei meiner immer stärker hervortretenden Herzschwäche sehr zweifelhaft, ob ich das erlebe. Mir ist alles recht. Ich bin reisefertig. Gedenken Sie freundlichst meiner!

Ihr Theodor Billroth

•

KAISER JOSEPH II.

Geb. Wien 13. März 1741. Gest. Wien 20. Februar 1790.

Mein lieber Marschall Lacy! — Wien, am 19. Februar 1790

Nur die Unmöglichkeit, mit meiner zitternden Hand diese wenigen Zeilen zu schreiben, zwingt mich, eine fremde Hand zu Hilfe zu rufen. Mit großen Schritten sehe ich den Augenblick nahen, der uns trennen muß. Ich würde sehr undankbar aus dieser Welt scheiden, wenn ich Ihnen, mein lieber Freund, hier nicht alle Gefühle der Ihnen aus so vielen Gründen gebührenden Dankbarkeit wiederholte, zu denen ich mich vor der ganzen Welt freudig bekannt habe. Ja, wenn ich etwas geworden bin, so schulde ich es Ihnen, denn Sie haben mich dazu gemacht. Sie haben mich erleuchtet, haben mich die Menschen kennen gelehrt, und überdies schuldet Ihnen das ganze Heer sein Dasein, sein Ansehen und seine Achtung.

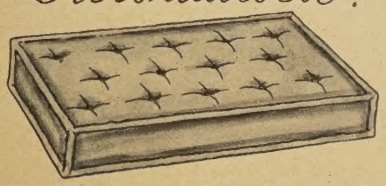
Die Verläßlichkeit Ihrer Ratschläge in allen Lagen, die persönliche Anhänglichkeit, die Sie bei keiner Gelegenheit, groß oder klein, haben vermissen lassen, das alles macht es, mein lieber Marschall, daß ich Ihnen meinen Dank nicht oft genug wiederholen kann. Ich habe Sie Tränen für mich vergießen sehen. Die Tränen eines großen Mannes und eines Weisen sind eine schöne Rechtfertigung. Empfangen Sie meine Abschiedsgrüße. Ich umarme Sie zärtlich. Das einzige, was ich mit Bedauern auf der Welt zurücklasse, ist die kleine Anzahl von Freunden, deren bester Sie sicher sind. Erinnern Sie sich meiner, Ihres aufrichtigen Freundes und liebevollen

Joseph

••

Aus «Abschied, Briefe und Aufzeichnungen von Epikur bis in unsere Tage».
Herausgegeben von Curt Michael. Verlag Oprecht, Zürich / New York 1944

I wett, i hett es Rosshaarbett!



ROSSHAAR

die beste Matratzenfüllung

JORDAN-VIELLE
NEUCHATEL

Fiat 1400

Generalvertretung für die Schweiz

SACAF, ROUTE DE LYON 108, GENF

Vertreter und Untervertreter in allen Städten
und größeren Ortschaften

Dem Nationalfonds zum Gruß

VON EDUARD FUETER

Kurz nach dem Ausklang der Jahrhundertfeier des eidgenössischen Bundesstaates schlug der Zentralpräsident der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, Prof. *Alexander von Muralt*, die Errichtung eines «*Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in der Schweiz*» vor. Seine Aufgabe soll die tatkräftige Unterstützung der allgemeinen und angewandten Studien an den Hochschulen und Forschungsinstitutionen unseres Landes sein durch einen jährlichen Kredit von 4 Millionen Franken, die der Bund unter dem Titel der wissenschaftlichen Landesverteidigung bereitzustellen hätte.

Auf den Gebieten der Chemie, Physik und Physiologie, ferner durch Werke der Geistes-, besonders Sprach- und historischen Wissenschaften, in den Disziplinen des Rechts und der Medizin, in der Theologie und in der mit der Industrie eng verbundenen Technik genießen schweizerische Forscher vielfach weltweites Ansehen. So kann leicht der Eindruck entstehen, daß die finanzielle Förderung der wissenschaftlichen Forschung in unserm Lande keineswegs dringlich sei.

Aber man darf sich nicht täuschen lassen. Einmal über die zunehmenden Schwierigkeiten, denen diese Förderung begegnet, und sodann über die sich in mancher Hinsicht verengernden Bezirke, die hervorragende Ergebnisse zeitigen, ferner über den sich steigernden Wettbewerb in der Forschung, seitdem auch die früheren Kolonialgebiete Alteuropas sich am wissenschaftlichen Fortschritt intensiv beteiligen. Die Möglichkeit friedlicher Weiterarbeit während des zweiten Weltkrieges hat der Schweiz auf den nicht kriegswichtigen Gebieten der Forschung zwar oft einen gewissen vorübergehenden Vorsprung gewährt; dieser ist aber außerordentlich schnell vom Ausland aufgeholt worden. Denn fremde Staaten versuchen nun mit allen Mitteln, jeden Rückstand zu vermeiden und selbst an die Spitze zu gelangen. Endlich ist zu betonen, daß die sogenannte «Ganglien-Kohle» immer mehr zur Rohstoffgrundlage des Landes wird. Trat vor 100 Jahren der Industrieexport wirtschaftlich an Stelle des Söldnerdienstes und der Pensionsgelder, so sind heute nach dem Wegfall vieler von Europäern ökonomisch beherrschter Länder und der zunehmenden Industrialisierung bisher agrikoler Länder nur jene Ausfuhren steigerungsfähig, welche in der geistigen oder manuellen Qualität überlegen sind, ob es sich nun um den Export wissenschaftlicher Lehrbücher oder um Elektronenmikroskope, um Präzisionsinstrumente, Pharmazeutika oder elektrische Maschinen handle.

Aber diese Ergebnisse werden oft erst nach einem langen und harten Kampf errungen: in einem Kampf, ähnlich jenem der alten Eidgenossen, gegen eine starke Uebermacht. Diese Uebermacht sind in unserem Falle die viel größeren Mittel, Mitarbeiterstäbe und Laboratorien des Auslandes. Vergleichen wir nur einige Zahlen. Im laufenden Jahre wird *allein* für die Förderung von 69 großen Hochschulen der Vereinigten Staaten von Amerika eine Summe von 125 Millionen Dollars oder etwas mehr als eine halbe Milliarde Schweizer Franken zur Verfügung gestellt, obgleich das übliche Forschungsbudget der amerikanischen Hochschulen und der privaten Unternehmungen bereits sehr beträchtlich ist. Länder wie Kanada und Australien, an die man im früheren Forschungswettbewerb kaum dachte — in gewissen Sonderdisziplinen auch iberoamerikanische Staaten —, unterstützen ihre Forschungsanstalten nun in großzügiger Weise, während in Europa selbst massive Programme und Subsidien zugunsten der Forschung bewilligt werden*. Das Gesamtbudget aller Hochschulen der Schweiz erreichte dagegen 1949 nur 38,2 Millionen Franken, dasjenige wissenschaftlicher Institute und Gesellschaften wahrscheinlich höchstens einige Millionen Franken.

Nun hat man sich glücklicherweise in der Schweiz daran gewöhnt, über Zahlen nicht zu erschrecken. Aber man darf auch nicht übertreiben und glauben, daß quantitative Verhältnisse nichts zu besagen hätten. Auch im Ausland wird gespart; auch in andern Ländern muß der Nachweis des Erfolges von Investitionen erbracht werden. Es gibt vor allem ein Mindestmaß an finanziellem Sauerstoff, ohne den auch die beste «geistige Kohle» nicht mehr brennen kann. Dieses Minimum ist heute oft unterschritten. Das träte noch viel deutlicher in Erscheinung, wenn nicht die beteiligten Kreise sich daran gewöhnt hätten, auf allen Gebieten nur Forschungsaufgaben auszuwählen, die von vornherein einen hohen Grad des Erfolges unter den bestehenden Umständen haben können und die verhältnismäßig billig sind. Aber hier besteht nun eine eigentliche Krise. Denn einerseits wächst in den Geistes- und Staatswissenschaften oft der unerläßliche Umfang des Arbeitsgebietes oder des persönlichen Einsatzes, andererseits sind die unentbehrlichen Forschungsgeräte in Medizin, Naturwissenschaften und Technik heute sehr teuer. Eindrücklich hat sich der Initiant des Nationalfonds über die zuletzt genannte Tatsache ausgesprochen: «Die Entwicklung der wissenschaftlichen Forschung hat in der ganzen Welt in den letzten Jahren unter dem Einfluß der hohen technischen Vervollkommnung einen unerwarteten und ungeahnten Weg genommen. Die Anforderungen, die heute an ein Institut gestellt werden, welches mit der wissenschaftlichen Forschung Schritt halten will, sind in finanzieller und damit natürlich gleichbedeutend in apparativer Hinsicht, gewaltig gestiegen. Auf den Gebieten der Naturwissenschaften haben das Elektronenmikroskop, die Ultrazentrifugen und die Massenspektrographen, um nur einige der kostspieligsten Apparaturen zu nennen, eine solche Bedeutung erlangt, daß in vielen Zweigen der Forscher, der mit der Entwicklung Schritt halten will, ohne diese Geräte nicht mehr auskommt. Ein besonderes Kapitel ist die Kernphysik, in der die Erzeugung höchster Spannungen und die Herstellung stark beschleunigter Massenteilchen mit Hilfe moderner Geräte (Cyclotron, Betatron usw.) das unerläßliche Rüstzeug für die weitere Forschung darstellt. In einem großen Lande fällt es verhältnismäßig leicht, die Kredite für alle diese Instrumente zur Verfügung zu stellen, und mit Besorgnis sehen wir Schweizer Forscher, wie in den andern Ländern den Wissenschaftern gewaltige Forschungskredite für die Fortführung ihrer Arbeiten zur Verfügung gestellt werden können.»

Wenn sich allmählich — freilich noch immer viel zu langsam — die Erkenntnis durchsetzt, wie entscheidend die Förderung der Grundlagen- und angewandten Wissenschaften (besonders der Naturerkenntnis und der Technik) ist, so wird andererseits die Bedeutung der übrigen Forschung noch weit unterschätzt. Man pflegt etwa zu sagen: Neue Entdeckungen in Chemie, Medizin und Maschinenbau ja — neue Wörterbücher oder Geschichtsstudien, nein. Eine solche Ueberzeugung kommt einer Verkennung der wirklichen Lage gleich. Ich möchte nicht davon sprechen, wie alle Forschung um so erfolgreicher ist, je bedeutendere Persönlichkeiten die leitenden Stellen in allen Disziplinen innehaben und daß deren Können oft von der Ausbildung und den Möglichkeiten selbständigen Schaffens abhängt; wie der Standard der Schulen durch das Können aller Beteiligten bedingt ist und durch die Pioniertaten der Forschung dauernd angespornt wird. Der Zusammenhang ist in anderer Hinsicht noch viel einleuchtender. Das Können der Geistes- und Staatswissenschaftler ist nämlich ein Pfeiler der Außenpolitik des Landes geworden. Die Neutralitätspolitik des Landes ist mit großer Zurückhaltung in den staatlichen Außenbeziehungen verbunden. Das kulturelle Ansehen des Landes, die hohen geistigen Leistungen und die überlegene Darstellung des Rechtsstaates wie des Völkerrechtes sind daher grundlegende Voraussetzungen in unserer internationalen Stellung. Sie müssen gewissermaßen ersetzen, was der Eidgenossenschaft an machtpolitischem Einfluß, an Allianzen und Interessengemeinschaften abgeht. Der Sinn unserer Existenz ist nicht allein durch die überdurchschnittliche Freiheit, die sie den Bürgern gewährt, sondern auch durch den hohen Grad schöpferischer geistiger — und dies heißt vor allem: wissenschaftlicher — Kraft gerechtfertigt und begründet.

Mangelnde Forschungsmittel und die Ueberlastung zahlreicher vorzüglicher potentieller Forscher oder die Abwanderung des fähigen Nachwuchses gefährden aber diese Daseinsbedingung. Die Ueberlastung zahlreicher Hochschuldozenten, die zugleich in der wissenschaftlichen Forschung an führender Stelle mitarbeiten sollten, erreicht ein nun wirklich oft unerträgliches Ausmaß. Der steten Zunahme der Studierenden an den Hochschulen hinkt der Ausbau des Lehrkörpers bedenklich nach. Wenn es einmal eine Epoche an den Universitäten von Cambridge und Oxford gab — und diese Institution lebt noch heute im sogenannten «tutorial system» nach —, in der auf jeden Studierenden ein besoldeter Dozent entfiel, so ist das Verhältnis heute in der Schweiz oft 1:30, ja 1:50, geworden; vor allem hat die Zunahme der Doktoranden die Arbeitszeit mancher Hochschulprofessoren und -forscher aufs äußerste angespannt. Hier nun durch zeitweilige Entlastung von Lehr- und Verwaltungsfunktionen, durch Gewährung von Krediten für moderne Forschungsapparaturen und durch Sicherstellung der Veröffentlichungen die finanziellen Voraussetzungen zu schaffen, ist ein Hauptzweck des geplanten Nationalfonds. Aber auch der Nachwuchs auf dem Gebiete der Forschung und weitere fähige Kräfte sollen unterstützt werden, nicht zuletzt im Rahmen neuer sich aufdrängender Forschungsgemeinschaften und Grenzwissenschaften.

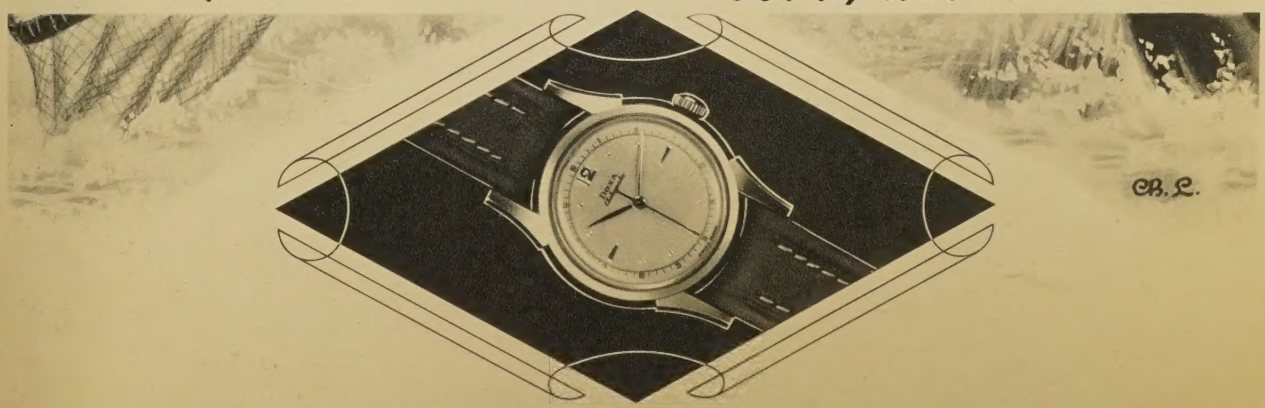
Eine erste unverbindliche Aussprache über diesen Plan fand im Senat der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft am 28. Mai 1949 statt; sie brachte wertvolle Anregungen und führte zu einem kommentierten Statutenentwurf für den Nationalfonds. Darin wurden Zielsetzung und Organisation sowie eine Reihe noch offener Fragen der Hochschulen und der beteiligten großen wissenschaftlichen Gesellschaften erörtert. Auf Grund dieses Statutenentwurfes fanden im ganzen Lande intensive Diskussionen, vor allem natürlich an den Hochschulen, statt. Deren Resolutionen und Ergebnisse wurden in einer ersten öffentlichen Aussprache im Rahmen der Gruppe Zürich der Neuen Helvetischen Gesellschaft am 22. Februar 1950 vorgelegt und in der «Schweizerischen Hochschulzeitung» (Heft 2/1950) festgehalten. Außer den Vertretern der Hochschulen legten Repräsentanten aller Wissenschaften sowie der Privatwirtschaft ein eindrückliches Bekenntnis zu diesem Plan ab.

Allgemein wurde in dieser öffentlichen Aussprache die Gründung eines Nationalfonds begrüßt und als Notwendigkeit bezeichnet. Dagegen ergaben sich noch Gegensätze in der Frage der besten Verteilung der vorgesehenen Mittel. Durch neue Verhandlungen gelang es, zahlreiche Probleme zu klären und in nächster Zeit dürfte wohl der Abschluß eines Statuts gelingen, das von allen Beteiligten gutgeheißen werden und mit einläßlicher Begründung den Bundesbehörden zugestellt werden kann.

Die Verwirklichung dieses Planes würde bedeuten, daß eine Hauptaufgabe der — in der Bundesverfassung vorgesehenen, aber glücklicherweise nie zustande gekommenen — Eidgenössischen Universität erreicht wäre: die kräftige Förderung und Koordination der schweizerischen wissenschaftlichen Forschung auf allen lebensnotwendigen Gebieten und in allen Landesteilen, als Bundesfunktion innerhalb der rot-weißen Grenzpfähle und im Wettbewerb mit den internationalen Leistungen.

* Vergleiche die Angaben von A. von Muralt im Aufsatz «Die Organisation zur Förderung wissenschaftlicher Forschungen in Belgien, Deutschland, England, Frankreich, Holland und Schweden» in der «Schweiz. Hochschulzeitung», Heft 6/1949.

La Truite, reine des rivières... *DOXA, reine des Montres !*



DOXA

Le Locle

SUISSE

1889

En vente chez le bon horloger détaillant.

mit Sonnenschutz

über Nacht weiterfahren

Wer über Nacht für Regenerierung der Haut sorgt, muß nie Angst haben vor jenen harten Falten, welche bei sonnentrockener Haut den jugendlichen Charme gefährden.

Die neuartige Aktivierung bringt die biologische Kraft der Vitamol-Nährstoffe so intensiv zur Entfaltung, daß Sie die Creme nach kurzer Massage abwischen und mit fettfreiem Gesicht zu Bett gehen können. Sie werden begeistert sein von der angenehm erfrischenden Wirkung der Vitamol-Nährcreme Tube Fr. 3.75

Vitamol

Wer Wert legt auf schönen Bronzeteint bei wissenschaftlich garantiertem Hautschutz, verwendet als Sonnenschutz ohnehin nur Vitamol ultra
(In Tuben und Flacons: Fr. 4.25/5.50)